DAS UNSICHTBARE DENKMAL

VON MAXIM ZIESE UND HERMANN ZIESE/BERENDSEN

DAS UNSICHTBARE DENKMAL

Das unsichtbare Denkmal

Das unsichtbare Denkmal

Heute an der Westfront

Von
Maxim Ziese
und
Hermann Ziese-Beringer

Dieses Buch enthält
auf 40 Kunstdrucktafeln
96 Original-Photographien
von dem heutigen Zustand
der Kampfstätten
an der ehemaligen Westfront

Frundsberg-Verlag G. m. b. H. / Berlin

Die Aufnahmen für
dieses Buch machte
Wolfgang Vennemann

Copyright by Frundsberg-Verlag G. m. b. H., Berlin
Günther Vogler entwarf den Einband

Motto:

»Wer für ſein Vaterland in den Tod geht, iſt von der Täuſchung frei geworden, welche das Daſein auf die eigene Perſon beſchränkt: er dehnt ſein eigenes Weſen auf ſeine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja, auf die kommenden Geſchlechter derſelben, für welche er wirkt; — wobei er den Tod betrachtet wie das Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht.«

Schopenhauer

Viele Jahre ſpäter

Es war in einer Stunde der Dämmerung, da noch lichter Schein über den Höhen lag. Ein Schein, eine Dämmerung, die man irgendwo ſchon einmal ſo geſehen.

Das war wann, wo war es . . ?

Und da ſtand dieſer Gedanke auf und wuchs zur Sehnſucht: Noch einmal das Land wiederſehen, jene Ebenen, Höhen und Schluchten, über die hinweg man in endloſen Nächten mit dem Tod um die Wette gelaufen.

Wo tauſendmal zehntauſend Männer mit übernächtig heißen Augen über das Korn des Gewehres gezielt und nach anderen Männern geſchoſſen, die irgendwo gegenüber wie gut verſteckte Zielſcheiben im Gelände lagen.

Hüben Soldaten, drüben Soldaten, und dazwiſchen und dahinter Land, Erde, die langſam nach einem Syſtem zerwühlt, ermordet wurde.

Vier Jahre lang ſchritt der Krieg mit dem Tod an der raſſelnden Kette über das Land dahin.

Und nun ſind es viele Jahre ſpäter.

Jahre, in denen aus dem Hauptmann, dem Leutnant, dem Musketier längſt wieder doppelte Buchhalter, Zimmerleute und Privatdozenten wurden. Sie alle gingen nach Hauſe und ließen das zerfetzte Land einſam und erſtorben zurück: Totes Land.

Niemand ſcheint ſich mehr im Lärm des Tages darauf zu entſinnen.

Und doch brennt manchmal in einſamer Stunde in all jenen Männern ein Weh auf, und in den Narben der Seele, die der Krieg geſchlagen, klopft dann ſchmerzhaft die Erinnerung, das Gedenken an das tote Land.

Für dieſen iſt es ein Steilhang, für jenen ein Dorfrand und für den Dritten eine Straßenkreuzung oder eine Höhe. Kleine, vielleicht nur nach Quadratmetern begrenzte Flecken Erde ſind es — aber den Seelen dieſer Männer heilig. Geheiligt dem einzelnen, weil er dort in jenen lichtloſen Abgrund ſchaute, den der Bürger in ſeinem ganzen Daſein nur einmal erſchaut, dann — wenn es mit ihm auf der Matratze zu Ende geht.

So hat jeder der Millionen Kämpfer in dem großen, weiten Land einen Platz, der ihm ſo nahe am Herzen iſt, als nur das Grab der Mutter es ſein kann.

Warum dies?

Fragt sie in einer stillen Stunde, und wenn euch Antwort wird, dann ist es diese: Jenes Stück Erde in dem Kampfgelände ist das stille Heiligtum des Soldaten.

Denn dort ist der Platz, wo jedem anderen unsichtbar das Denkmal seiner Mannestat steht: Am Straßenkreuz, am Steilhang, vor dem Dorfrand.

Das sind nicht Heldentaten, die dort geschahen, wo jetzt unsichtbar ein Monument emporragt. Nein, das sind nur Menschentaten gewesen, aber wohl gerade darum so groß.

Denn nicht jeder kann ein Held sein.

Und die namenlosen Toten, die verschüttet und zerspellt in den Granattrichtern ringsum ruhen, bitten mit einem weißgebleichten Knochenrest wie mit einem Schweigen heischenden Finger um Ruhe und Andacht, wenn man vorübergeht. Sie starben einst — ein lächelndes Gedenken auf den Lippen oder einen Fluch. Nun ruhen sie seitwärts von den schnurgerade und neu gebauten Straßen, namenlos und ohne Kreuz in den unzählbaren Granattrichtern.

Sonne liegt über dem Land. Weit dahingeweht schweben weiße Wolkenschleier am klarblauen Himmel. Die Ferne träumt in mittagsstiller Einsamkeit.

Sommertag.

Doch auf jenen Höhen dort, die jetzt sanft und friedlich unter dem blauenden Himmel ruhen, aber einst in grauendurchzitterten Nächten als drohende Schatten vor den unaufhörlich hochzuckenden Flammenfächern der Abschußblitze standen, hockt die Trostlosigkeit und schaut mit leeren Augen in die Weite.

Denn hier ist auch heute noch das Reich des Krieges. Er wartet noch irgendwo in diesem toten Land, das sein Schritt zerstampfte — damals, als die Menschen ihm ihre Seelen und Körper gaben, ihren Haß und ihren Mannesmut.

Aber nur die Trostlosigkeit ist heute seine Gefährtin. Vergessen und verschollen sind jene Männer, die einst seine Untertanen und seine Helfer waren; die hier ihr Leben in ein Land warfen, über das der eisensplitternde Orkan fegte.

Das Land starb und wurde nie wieder froh. Viele Sommer gingen darüber hin. Die Natur gab dem toten Land ein Kleid von Blumen, auf daß es seine Wunden decke: heute zieht der Wind durch leise rauschenden Buschwald, über schimmernde Blumen, durch zitterndes Schilfrohr. Soweit das Auge schaut: Viel Blumen fernhin.

Und doch ist alles leer, so einsam . . .

Denn der Bauer nahm zwar wieder den Acker unter den Pflug, baute wieder sein Haus, und viele Spuren des großen Mordens und Zerstampfens sind getilgt.

Auch die Natur half mit nie versiegender Schaffenskraft. Bis dicht an den Rand der Kampffelder schoben sich die Menschen wieder mit aufbauender Hand. Aber dort, wo der Krieg jahrelang auf engem Raume tobte, gebannt durch der Menschen Willen zwischen die Gräben und Stellungen, wie ein wildes, wütiges Tier zwischen die Gitterstäbe seines Käfigs, dort ist heute noch sein Reich. Die Menschen meiden dies ermordete Land, stören seine Verlassenheit nicht durch schaffenden Hammerschlag und ziehende Pflugschar. Denn die Wunden der Erde sind nicht vernarbt, und der Blumenflor ist nur ein buntgewirkter Totenmantel, der trügerisch Verwesung, Schutt und Unfruchtbarkeit deckt.

So liegen heute die Kampffelder der Westfront.

Verdun, die Argonnen, die Champagne, der Chemin des Dames, die Somme, Flandern — alle diese Landstriche bergen unter dem Klang ihres Namens dort und hier zwischen Korn und Haus langsam verlöschende Kriegsspuren. Noch heute hockt der Krieg, der müde und einsam ward, am Rande der Granattrichter. Wollte die Natur ihn verhöhnen oder mit Vergessen zudecken, als sie sein Reich mit Blumen ohne Zahl überschüttete? Niemand weiß die Antwort.

Aber nur die Kampffelder blieben tot; im Hinterland, über das der Krieg schnell dahinschritt oder in das er nur unter dem heulenden Schrei der Granaten mit wühlender Eisenfaust griff, wiegen sich Kornfelder.

Viele Fremde kommen, die nichts wissen von Mannesmut und Todesnot, und gehen über das gestorbene Land, das geheiligt wurde durch das Blut Zahlloser und durch ihre Mannestat. Da spähen sie in alte Trichter, in halb zerfallene Stollen und Gräben.

Verständnislos, neugierig-lüstern, hungrig nach einem billigen Gruseln.

Frauen in Seidenstrümpfen tippeln dort, wo unsere Besten Leben und Blut ließen. Und Männer in Knickerbockers kodaken die Gefährtin ihrer Reise. Aber sie wissen nicht, daß ihre Neugierde Schimpf ist, Schimpf für die Toten, Schimpf über geheiligtes Land. Sie stochern an geschoßdurchschlagenen Stahlhelmen herum und lächeln und kauderwelschen . . .

Darum muß man fern von den ausgetretenen Touristenwegen in die Einsamkeit wandern. Da hockt der Krieg noch, als warte er, daß seine Zeit vielleicht einst wiederkehre.

Dort liegen noch Helm, Handgranate, Stiefel und Koppel, halb überdeckt vom Schutt, wie eine Drohung an den, der vorübergeht, beisammen. Und es ist, als schrie das alles Anklage: Warum gehst du jetzt im Sommersonnenschein vorüber?

Geh du nur weiter, deutscher Soldat. Wir sind hier Tote im toten Land, ihr aber lebt, wer gab euch das Recht und nahm es uns?

Und dann läßt man die paar Feldblumen, gepflückt zum Gruß für die wenigen weißen Knochen da in der rieselnden Trichtererde, mutlos beiseite. Das Schicksal derer, die in Knochentrümmern da noch liegen, ist für einen Lebenden zu unfaßbar. Man hat kein Recht zu einem Blumengruß. Sie wollen keine Blumen, diese da — die einsamen, vergessenen Toten, diese, die da starben. Es scheint, sie fluchen uns, weil wir noch leben.

Nirgends findet sich noch das Kreuz eines deutschen Toten im Kampfgelände: man hat sie ausgegraben, überall, und in weiten, weiten Friedhöfen zusammengebettet. Mit den Franzosen ist ebenso geschehen, sie ruhen unter weißen Kreuzen, die Deutschen unter schwarzen. Nur ganz selten findet man in dem Trichtergelände noch das Grab eines Soldaten: „Concession perpétuelle“ steht in einem besonderen Blechschild dabeigeschrieben. Dies ist vielleicht gut gemeint, aber in seiner amtlichen Anmaßung ein krasser Hohn. Brauchen diese Toten — ob Franzosen oder Deutsche ist hier gleichgültig — wirklich eine Konzession, eine „Dauernde Erlaubnis“, dort zu ruhen, wo sie starben?

Denn ringsum ist doch für viele Quadratkilometer das Land gestorben. Gewiß waren, um einen Ort zu nennen, die Maashöhen rund um die im Tal versteckte Stadt Verdun vor dem Krieg ein armes Land mit nur wenig Siedelungen. Doch heute kann kaum eine Dschungelwildnis in Brasilien mehr verfilzt sein und einsamer, als diese Schluchten und Höhen unter den Forts von Verdun. Wo sich vordem braune Trichterfelder dehnten, wachsen jetzt alle Bäume, die sich buschen können, in schon doppelter Manneshöhe empor.

Darunter Gras, hinaufstreichend bis zum Kinn, Blumen, farbenschimmernd in Blau und Rot und Gelb und Weiß. Über Kilometer dehnen sich Felder von wilden Erdbeeren, Himbeersträucher leuchten rot, und schwarzblau hängen tief die Brombeerranken an den noch immer steilen Trichterrändern.

Und man weiß nicht, wie man diesen erschütternden Eindruck deuten soll. Wollte die Natur einen Mantel über das Grauen decken? — Nein!

Denn gerade dieſe erſt kläglich und notdürftig verſteckten Narben in der Erde reden mit ihren Löchern, über denen noch heute der Knall der Exploſionen wie ein fremdes Nachttier hockt, viel eindringlicher und lauter, als im Jahre 1919 und 1920, da ich dieſes gleiche Land unmittelbar nach dem Kriege durchwanderte.

Dieſer grüne Filz über dem Lande des Todes wird ſicher wachſen, aber immer nur ein Flitterkleid bleiben. Das Grauen und die Todesangſt der vielmal hunderttauſend Menſchen, die hier kämpften, litten und ſtarben, läßt ſich nicht von grünen Äſten, Brenneſſeln und Blumen überwuchern. Es wächſt mit den Buſchbäumen empor und wird immer über dieſem Lande ſchweben. Es iſt hier zuviel des Schreckens zu Hauſe, in jedem zerfallenen Grabenſtück und all den zugequetſchten Stollen hockt er noch heute wie in dicken Klumpen.

Trotzdem aber iſt alles vorüber.

Wieder wächſt Korn. Alte Dörfer entſtanden am neuen Ort. Wo ſie einſt waren, ſchwanken jetzt rieſenlange Brenneſſeln im Winde, mannshoch, wie man ſie vordem nie geſehen. Wer Glück hat, findet in der Schuttſchicht noch ein Stück Dachpfanne — alles andere iſt zerſchrotet, zermahlen.

Und doch iſt es ein Wagnis — ein innerliches, dieſes Wiederſehen des Soldaten mit jener Stelle, wo das unſichtbare Denkmal ſeiner Mannestat ſteht.

Ein kleines Wagnis auch, von außen geſehen. Denn der Fuß will aufmerkſam geſetzt ſein, damit er nicht an die herausſtehende Zündſchraube einer der franzöſiſchen Handgranaten ſtößt, und die waſſerdicht verkapſelten Zünder alter Granaten lugen noch mit dem ſtumpfen Glanz eines Schokoladenſilberpapiers nach Opfern aus. Vielleicht vertragen ſie einen Fußtritt, ohne in die Luft zu gehen, allein, wer kann es wiſſen, vorſichtig wählt der Fuß den Weg.

Man trägt ein wenig ſchwer an ſeiner ziviliſtiſchen Pſyche, die die Furcht kennt, die dem Soldaten fremd war.

Es iſt ein Wagnis, dieſes Wiederſehen. Man kann viel dabei verlieren. Ich erlebte dies an einem Manne, der mit mir ging. Es war hinter Grimaucourt — Moranville.

Dort drohen aus der Ferne von den Maashöhen von Verdun Fort Vaux und Fort Douaumont. Drei Stunden war man auf dem alten Anmarſchwege von Etain, vorbei an dem berüchtigten Kreuz von Hermé-ville, nach der einſtigen deutſchen Stellung gegangen. Dies alles ſind Namen, die für viele den Tod bedeuteten, von Tauſenden gekannt ſind und

anderen wieder nichts bedeuten. Doch das will nichts sagen — was geht uns in Wahrheit das Leid des andern an; man steht dabei und kann nicht helfen.

Wieder liegt, wie einst im Mai und Juni 1916, hoher Sommer wie ein leuchtender Schild am Himmel. Und nun sucht der Mann neben mir nach den Gräben, den Löchern und Mauerresten, wo er einst gewesen und sich mit allem und dem Höchsten, was sein war, eingesetzt für den Kampf und den Sieg. Seine Züge sind gespannt — vor Andacht und vielleicht vor Freude.

Er sucht sein eigenes, sein unsichtbares Denkmal, seine Seele möchte niederknien . . .

Und er findet — nichts!

Nur hinter einem Buschrain schimmert rostrot etwas Schnelldraht an eilig eingetriebenen Pfählen, die jetzt morsch sind, daß der Wind sie bald davonwehen wird. Und sonst ist alles ein weitgedehntes Kornfeld, an den leichten Hang geneigt unter der Last der Ähren. Viel, viel roter Mohn darin. Es ist, als wolle die Erde diese roten Blüten treiben, damit sie wieder werde wie anderes Ackerland, auf dem niemals Krieg war.

Da geht ein Zucken über des Mannes Gesicht, der hier gekämpft hat und sich damals ganz verloren gegeben unter dem todjauchzenden Gebrüll der Granaten.

„Jetzt wächst hier Brot" . . . sagt er still und schaut auf den Mohn und das Korn. Und in diesem Wort liegt eine große Verzweiflung. Diesem Mann hat man sein Denkmal zerschlagen und statt dessen Korn gesät.

Man weiß nicht ganz, wer hier recht hat: Der Mann mit seiner Erinnerung oder das wehende Korn im Sommerwind.

Ich glaube, es ist der Mann, der recht hat: Es ist zu wenig, wenn man den Krieg von Moranville gemacht hat, nur — damit heute wieder Korn dort wachse.

Dies ist Leistung ohne Lohn, Hingabe ohne Erfolg. Dieser Sommer betrog den Mann selbst um die Erinnerung, und das ist hart und schwer. Doch was geht uns in Wahrheit das Leid des andern an. Man steht dabei und kann nicht helfen.

Und dies ist es auch, dieses Trostlose, das uns die Blumen aus der Hand schlägt, die wir dem unbekannten Toten in dem Granattrichter geben möchten.

Man kann nicht helfen und geht vorüber — weiter hinein in das tote Land.

GEWIDMET
EINEM MUSKETIER,
DER VOR VERDUN FIEL

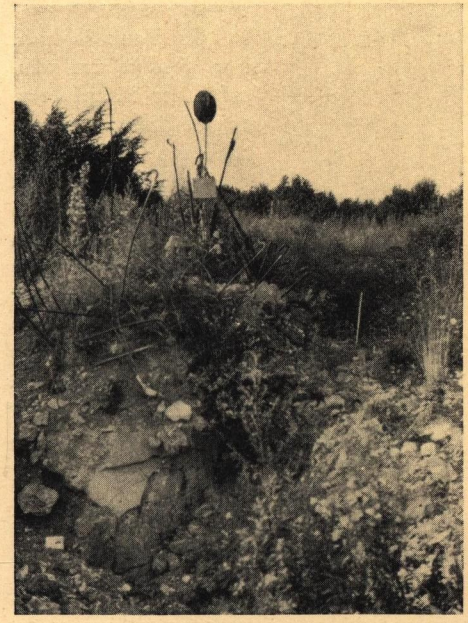
Tafel 1

DER KRIEG BEHIELT RECHT . . .

Manchmal findet man in einsamen Gegenden völlig verlassene Gehöfte. Die Einwohner kehrten zwar zurück und setzten ein neues Dach auf ihr halbzerstörtes Haus, aber sie blieben nicht . . . . Warum? Man geht an diesen unheimlichen Stätten vorüber und weiß ihre Einsamkeit nicht zu deuten. (Gesehen bei Cappy.)

HEUTE IM ARGONNERWALD

Deutscher Betonunterstand im Walde von La Grurie.



GRAB IM CAILLETTEWALD
(VERDUN)

Hier ruht, verschüttet in den Trümmern eines Beton-Werkes, der französische Kapitän de la Fay vom 140. Inf.-Regt., gefallen am 18. März 1916.

(Links)

EINE ECKBEFESTIGUNG
DES FORT DOUAUMONT

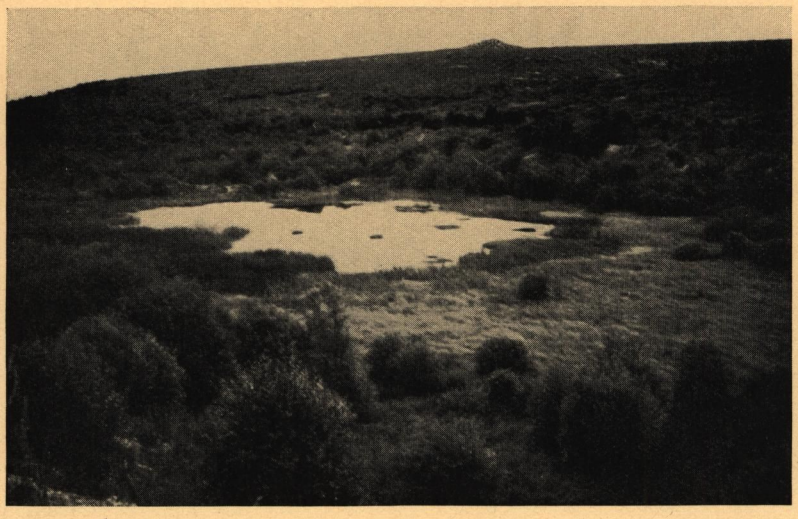
Sumpfwasser steht heute in den Maschinengewehrständen der Grabenstreiche, die den Nord- und den Ostwallgraben des Forts sperrte.

(Rechts)

WO DER
TRÔNESWALD
STAND

breitet sich heute ein undurchdringliches Dickicht aus Ginster, Dorngestrüpp und jungen Bäumen. Der Wald wechselte während der Sommeschlacht 1916 im Juli achtzehnmal den Besitzer.

(Links)



DERVAUX-TEICH

in der Vaux-Schlucht vor Verdun war während der Kämpfe eine riesige trübbraune Lache zwischen kahlgeschossenen Höhen, aus der einschlagende Granaten haushohe Wassersäulen hochstieben ließen. An seinem Rande lief der gefürchtete «Todespfad» vorbei. Dorf Vaux, das an seinem Ufer lag, ist nicht mehr. An seiner Stelle steht jetzt ein dichter Buschwald.

(Gesehen vom Hardaumont-West, auf der Höhe das Profil des Forts.)

MARKTTAG IN YPERN

WIR HABEN SCHLOSS HOOGHE GESTÜRMT . . .

Das neue Schloß Hooghe der Barone Devingkh vor den Toren von Ypern steht nunmehr auf einer öden Fläche, deren Grasnarbe kaum die alten Granattrichter deckt. Das frühere Schloß stand inmitten eines Parks mit jahrhundertealten Bäumen.

Und wer heute über die Kampffelder von Verdun wandert und mit den Augen der Erinnerung die Höhen und Schluchten betrachtet, erlebt eine unheimliche Umwertung all der Bilder und Vorstellungen, die sich in feuersprühenden Nächten und qualmdurchwehten Tagen in die Seele gruben. Der Soldat, neben dem bei jedem Schritt der Tod einherlief, schaute mit anderen Augen, empfand mit anderen Sinnen als der Wanderer, der im still leuchtenden Sonnenschein heute dieselben Wege geht. Vor allem ist es ein Eindruck, der jetzt mit überraschender Fremdheit den Beschauer überfällt: All die Höhen, die Schluchten, die Straßen erscheinen jetzt viel größer, weiter geschwungen in ihren Umrissen als damals; die Entfernungen, wie die Erinnerung sie bewahrte, sind wie unter einem gespenstischen Befehl um das Vielfache gewachsen.

Und dann bäumt sich das Gedächtnis gegen diese Verfälschung seiner Erinnerungsbilder, welche die Wirklichkeit ihm wie in einem Vergrößerungsspiegel verzerrt entgegenhält, und man sucht nach einer Erklärung.

Die Erinnerung sagt: Dort jene Schlucht, durch die du mit dem Tode um die Wette liefst, war doch viel kleiner, viel enger, das kann doch nicht dieselbe Schlucht sein — man schaut auf die Karte, und es ist derselbe Ort.

Aber in jenen Tagen, da der Krieg als Peitschenschwinger die Menschen über diese Kampffelder hetzte, damals sah das Auge des Soldaten nur den Zielpunkt des Laufes: einen Stollen, einen Steilhang, den die Granaten nicht fassen konnten, oder einen Graben, zu dem der Befehl ihn trieb. Die Entfernung bis zu dieser Stelle schrumpfte im hetzenden Lauf in demselben Verhältnis zusammen, wie der eilende Fuß die Wegstrecke schneller überwand, als der ruhig dahinschreitende Wanderer es heute vermag.

Denn all die Gehetzten rannten ihre Wege fast nur bei Nacht, wenn die Dunkelheit die Entfernungen dem messenden Auge verschleierte.

Heute aber träumen vergessen die Schlachtfelder von Verdun in den Sommertag, und der fernher kommende Wind zieht leise durch rauschenden Buschwald und über Blumen ohne Zahl, die weithin das Land decken. Und inmitten dieser heidestillen Einsamkeit ruhen zerschmetterte Kolosse mit jenen Namen, die wie ein Schrei durch die Seele zweier Völker gellten: Douaumont und Vaux.

Durch den Vaux-Grund und die Kasemattenschlucht steigt man hinauf zu dem Fort Douaumont. Lange sucht das Auge vergeblich nach dem

ragenden Klotz aus Beton und Mauerwerk. Aber nur Gras und Blumen und Buschwerk zittern weit hinaus im Wind.

Wo ist Fort Douaumont . . .?

Die Erinnerung zeigt einen hochgeschwungenen, lehmbraunen Berg, der einen langgestreckten Koloß trägt wie eine Krone. Tag und Nacht wuchsen ungeheure Bäume von Rauch und Feuer aus seinem Gipfel.

Und jetzt? Dort, wo der rotleuchtende Mohn in Feldern steht, mögen wohl die letzten Reste der Umwallung sein. Man steigt hinan und gewahrt plötzlich eine zerrissene Felswand, in deren Spalten und Fugen kleine Sträucher und Gras wurzeln. Zerbrochen, wie der Hang eines Steinbruchs schimmert graues Geklüfte.

Das ist Fort Douaumont.

Still ist es ringsum. Schmetterlinge taumeln über die Steinwand, weglos und trunken. Geduckt, begraben unter Gras und Strauch, vergessen wie eine Ruine aus verklungener Zeit, ruhen die Reste des Forts in diesem einsamen Land.

Fort Douaumont ist tot — stumm liegt es in einem toten Land. Es ist, als wären Jahrhunderte vorübergeschritten.

Noch sind zwar die Reste des Wallgrabens zu sehen, der das Fort umschloß, als flacher Einschnitt zieht sich der Graben um die niedrige Erhebung, die einst trotzig und weithin sichtbar die Höhen von Verdun beherrschte.

Und wieder wird die Erinnerung durch die Wirklichkeit betrogen: Fort Douaumont hat seine Gestalt geändert. Unheimlich ist dieses Nichtvorhandensein von Dingen, die der Geschichte angehören.

Verschwunden sind die Geschützpanzertürme, verschwunden die dunklen Mauerbogen der Durchfahrten, das Kehlblockhaus, die Eingänge zu den Kasematten. Der Südwestpanzerturm, auf dem der Franzose in den Maitagen des Jahres 1916 saß und sich verzweifelt festbiß, ist nicht mehr. Keine Stelle läßt sich mehr finden, wo die bogigen Eingänge der Ost-West-Durchfahrt gewesen sein könnten. Blumen, Gras und Moos, Betonklötze und Steintrümmer.

Dieses Fort, das um das Jahr 1880 erbaut und später durch Eisenbeton ungeheuer verstärkt wurde, ist nie von großer artilleristischer Kampfkraft im neuzeitlichen Sinne gewesen. Die wenigen Geschützpanzertürme reichten in keiner Weise aus, selbständig die Verteidigung des Forts zu führen. Der Douaumont wurde während der Kämpfe des Jahres 1916 von den Abschnittsartillerien gehalten, die hinter den Kampflinien in den Schluchten

und Wäldern ſtanden. Weit aus dem Unendlichen ſchienen die klirrenden Exploſionen zu kommen, wenn die Batterien bei dem Fort St. Michel, Fort de Bois Bourrus und Fort de Marre mit eiſernen Fäuſten nach dem Douaumont griffen.

Das Fort war bombenſicherer Unterſtand und vor allem eine weit ins Land ſchauende Beobachtungsſtelle.

Und doch wurde dieſer ragende Berg mit ſeinem Betonklotz zum Sinnbild jener ungeheuren Tragik, die um den Namen Verdun ſchwebt. Als die Forts von Lüttich und Antwerpen unter den Geſchoſſen der 42-cm-Mörſer faſt widerſtandslos zerbrachen, glaubte die franzöſiſche Führung, daß auch die Forts von Verdun faſt wertlos ſeien, und gab ihnen nur eine ganz geringe Beſatzung. Aber man hatte dabei einen Faktor überſehen: die ungeheure Zähigkeit, mit der ſich auf beiden Seiten die Kampftruppen an ein Grabenſtück, an ein zerſchrotetes Dorf oder an ein zertrümmertes Fort klammerten. Bis Verdun kannte man kaum die Tatſache, daß Menſchen auch dann nicht weichen, wenn ihnen durch Artilleriefeuer der Boden buchſtäblich unter dem Körper umgewühlt wird.

Die Überlebenden blieben in den rauchenden Trichtern, aber ſie gaben keinen Fußbreit Boden preis. Dieſe Tatſache erhob das Fort Douaumont zu der unerhörten Bedeutung, die es in den Kämpfen des Jahres 1916 und damit in der Geſchichte gewann. Die deutſche Artillerie nahm es mit allen Kalibern bis 42 Zentimeter unter Feuer, aber das Fort zerbrach nicht. Anfang Mai 1916 explodierte ein rieſiges Munitionslager im Innern — dabei blieben 650 Tote im Douaumont, es waren 12. Grenadiere und Angehörige des Infanterie-Regiments 52; das Fort bröckelte, wurde aber nicht zerriſſen.

Nach ſpäteren amtlichen Angaben beſchoſſen die Franzoſen den Douaumont im Mai des Jahres 1916 bei einem fünftägigen Trommelfeuer mit 300 Geſchützen, darunter zwei Eiſenbahnbatterien, vier 37-cm-Mörſern, zwölf 28-cm-Steilfeuerhaubitzen, zwölf 27-cm-Mörſern und acht 22,5-cm-Haubitzen. Da fing der Douaumont krachend an zu zerbrechen . . . der Hauptgefechtsgang und die Kaſemattendecken wurden durchſchlagen, die Panzertürme verſchwanden bis auf einen, und das Fort erhielt jene phantaſtiſch zerriſſene Geſtalt, die es heute hat.

Aber die Menſchen darin hielten aus, und trotz der ſchrecklichen Zerſtörung blieben im Innern des toten Koloſſes noch Gänge, Galerien und Kaſematten erhalten. Heute aber ſchon beginnt ein geheimnisvoller Schleier von Legenden den Douaumont zu umweben. Die beiden Soldaten, die

jetzt als „Besatzung" auf dem Fort sind, führen den Besucher in das Innere und erzählen absonderliche Dinge.

Unerklärliche, geheimnisvolle Gegenstände gibt es da, die stumm und wie zwecklos im immerwährenden Dunkel des Fortinnern ruhen.

Der Soldat zündet die Azetylenlampen an, und es geht hinab in die schweigenden Gänge und Kasematten. Zuerst öffnet sich ein hoher, hallenartiger Raum, der halb mit Steintrümmern und Betonbrocken angefüllt ist. Die Südwand des Forts wurde hier angeblich von einem 42-cm-Geschoß durchschlagen. Im Hintergrund ist ein großes Loch in die Wand gebrochen, das zu einem hohen Quergang führt.

Das Innere des Ganges ist fencht, und zur Seite stehen glatte, aus großen Quadern gefügte Wände. Die Lampe wirft grellen Schein, aber die dunklen Wände verschlingen das Licht. Kein Riß, keine Lücke zeigt, daß die zerschmetternde Wucht der Granaten bis in diese Tiefe hätte reichen können.

„Hier ist das Museum", sagte der Soldat.

Eine Kasematte, groß und dumpfig. Das Licht der Lampen hebt nur die nächsten Gegenstände aus dem Dunkel. Granaten aller Kaliber stehen auf groben Holzgestellen, verrostet und stumm.

„Zwei elektrische Scheinwerfer, mit denen die Deutschen die Kasematten erleuchteten . . .", sagt der Führer und deutet auf zwei Reflektoren, die wie Autolampen an langen Eisenständern aussehen. „Zeiß-Jena" steht in matter Schrift auf den Scheiben. Es sind keine Scheinwerfer, es sind die Blinklampen, mit denen die Deutschen durch die Qualmwolken des Trommelfeuers und des Gasbeschusses nach dem Wavrille-Wald blinkten.

In einem der nördlichen Panzertürme standen diese lautlosen Rufer und sandten ihre Lichtsprüche durch die beiden Geschützrohre des Turms. Viele Notschreie riefen diese Reflektoren durch den Qualm der Explosionen, aber nicht alle wurden entziffert, als das Schicksal des Douaumont entschieden ward.

„Ein Zweiundvierziger-Blindgänger . . .", hallt die Stimme des Soldaten durch den Raum. Ein Riesengeschoß mit verbogener Spitze und tiefen Schrammen im Stahlmantel. Es brach den meterdicken Beton und blieb stecken.

Da — was ist das — ein Paddelboot . . .?

„Mit diesem Boot fuhren die Deutschen in den wassergefüllten Gängen im dritten und tiefsten Stockwerk des Forts umher", sagt der Soldat. Drei Stockwerke hat also das Fort. Aber wenn auch die untersten Gänge des Douaumont bis zur halben Höhe voll Wasser standen, warum fuhren die

Deutſchen darin ſpazieren, während oben der ſplitternde Eiſenorkan in Nacht und Qualm um den Betonklotz fegte? Was hatte dieſe Paddelei für einen Sinn?

Eine irre Vorſtellung, die nicht in den Kopf will, iſt es, daß im Bauche des Douaumont Soldaten herumruderten, während die ſchwerſten Granaten in orgiaſtiſcher Vernichtungswut auf der Oberfläche des Forts tanzten. Wie oft blinkten die beiden jetzt verroſteten Scheinwerfer nach dem Wavrille-Wald:

„Schickt Waſſer herauf!" Denn die Verwundeten durſteten.

Ruderten wirklich unten in geheimnisvollen Gängen Soldaten herum?

Wer hieß dieſes Boot hier heraufſchaffen? Wer trug es?

Das Schweigen ſteht drohend unter dem laſtenden Gewölbe.

Sauerſtoffapparate, Blindgänger, Minen, ein Flammenwerfer, eine Sirene für Gasalarm; der Soldat dreht daran: Mißtönend krächzt es keckernd los . . . wie Höllengelächter klingt es in das dumpfe Dunkel. So lachte der Tod, der ſich in dieſe Kaſematte verkroch, einſt, als der Krieg mit ihm über das Land ſchritt.

Eine andere Kaſematte. Durch einen wüſt zerfetzten Spalt im Beton ſchimmert Tageslicht. „Hier war die deutſche Lichtzentrale." Trümmer von Motoren und Dynamos, eine zerborſtene Schalttafel. Dieſe Anlage muß von den Franzoſen ſtammen, denn deutſche Pioniere ſtellten im Mai 1916 in der Weſtdurchfahrt einen Motor auf, der für elektriſches Licht ſorgte, bis ihn eine ſchwere Granate verſchüttete.

Der Soldat zeigt auf eine kleine Handpumpe: „Sie funktioniert noch . . . die Deutſchen brachten ſie an, aber man weiß nicht, woher das Waſſer kommt." Er pumpt. Klar ſprudelt es aus der Röhre.

„Schickt Waſſer herauf!" blinkte es einſt durch die Geſchützrohre nach dem Wavrille-Wald. Und hier iſt eine Pumpe.

Wie ſtimmt das zuſammen? Erzählt der Soldat vielleicht etwas Falſches? Haben erſt ſpäter Franzoſen die Pumpe gebaut? Warum ſollte dann der Führer behaupten, ſie ſtamme von den Deutſchen?

Denn die Erläuterungen, welche die Soldaten zu den fremden Beſuchern in das geheimnisvolle Dunkel der verlaſſenen Gänge ſprechen, ſind ihnen nach Wort und Angabe genau vorgeſchrieben. Man wundert ſich, wie anerkennend dieſer junge horizontblaue Mann in Wickelgamaſchen, der nicht im Krieg geweſen ſein kann, von den Leiſtungen der deutſchen Truppen im Kampf um Fort Vaux und Fort Douaumont ſpricht.

Man wundert sich etwas darüber und fragt nachher, nachdem man das übliche Trinkgeld gegeben hat, wieso er auf diese Weise von den Deutschen spreche, so anerkennend . . .

„Das ist uns so befohlen", sagt der Soldat, „der General will es. Manchmal sind auch Offiziere in Zivil unter den Besuchern und kontrollieren, was wir sagen."

Man schweigt dazu als Deutscher, aber es stimmt nachdenklich. In Frankreich hat man mehr Ehrfurcht vor dem Kriege und vor den Leistungen der Männer, die ihn vollbrachten. Mehr als in Deutschland. So befiehlt der General den Führerposten auf den Forts, anerkennend von den soldatischen Leistungen der Deutschen zu sprechen.

Dieselbe Militärbehörde hat auch verboten, daß irgendwo auf den alten Kampffeldern von Verdun etwas zum Trinken ausgeschänkt werde. Auf stundenweiten Wegen gibt es nirgends Wein, Kaffee oder Bier.

Das ist gut so. Denn der Gedanke, daß eine Cook-Horde auf den Trümmern von Fort Vaux oder Fort Douaumont feuchtfröhliches Picknick abhalte, ist unerträglich.

Da — ein tiefer, viereckiger Schacht, der ungefähr drei Meter im Geviert mißt. An der einen Seite befinden sich Führungsleisten wie für einen Förderkorb.

„Das ist ein Fahrstuhl, den die Deutschen bauten", sagt der Soldat. Aber diese Angabe ist kaum glaubhaft. Warum sollten die Deutschen einen solch großen, doppelten Fahrstuhl gebaut haben?

„Wohin führt dieser Fahrstuhl?"

Der Soldat zuckt die Schultern. „Tief nach unten . . . man weiß nicht wohin. Niemand kann in diesen Schacht hinabsteigen. Es wäre ja auch zwecklos."

Schwarz und unheimlich gähnt dieses sinnlose Loch in die Kasematte. „Aber von hier aus führt ein unterirdischer Gang nach dem Caillette-Wald", sagt der Soldat. „Ich bin schon einmal fünfzig Meter hineingegangen."

Nach dem Caillette-Wald? Das sind ungefähr 600 bis 700 Meter. Wußten die Deutschen von diesem Gang? Nirgends findet man in Berichten und Aufzeichnungen eine Angabe darüber. Wieviel Verluste hätten erspart werden können, wenn man schußsicher nach den Stellungen im blutgetränkten Caillette hätte gelangen können!

Auf Fort Vaux ist neben dem Grab eines französischen Soldaten ebenfalls der eingeschossene Eingang eines solchen Ganges zu sehen, der in seiner ganzen Länge noch erhalten sein soll und angeblich nach dem Chénois und

dem La Lauffée führt. Kannten die Deutſchen auch dieſen Gang nicht? Ich war während des Monats Juni 1916 auf Fort Vaux, habe aber nie davon gehört.

Mit brennenden Augen lauerten wir hinter den Sandſackbarrikaden der eingeſchloſſenen Kaſematten des Fort Vaux nach dem Chénois hinüber, wartend, bis die nächſte Salve vorüberklirrte, um dann hinauszuſtürzen in das zerwühlte Land, auf dem der Tod mit heißem Feueratem herumtanzte ... unter unſeren Füßen aber war ein Gang, der uns Weg und Schutz hätte ſein können. Viel Blut floß längs der zerſtörten Straße von Fort Vaux nach der Tavannes-Schlucht.

Weiter geht es in die Tiefe des Douaumont. Sonderbar, die Gänge ſind hier alle erhalten. „Der Raum des Kommandanten."

Ein kleines Zimmer mit langen Schreibpulten und Holzkäſten an der Wand. Mit Bleiſtift iſt ein Name an die Wand gekritzelt: Willi Schäfer ſteht da. Wer war der Mann?

Tiefer geht es in das Innere. „Hier ein Panzerturm ..." Der Soldat zeigt in die Höhe. Ein runder Schacht, in dem eine ſchmale Eiſenleiter nach oben führt. Wir ſteigen hinan. Ein rundes Eingangsloch. Da ſteht das Geſchütz. Blank iſt noch der Verſchluß. Schneider-Creuſot, Modell 1907 — ſteht in großen Buchſtaben rund um den Verſchluß.

War das die Blinkſtation? Jedenfalls iſt es einer der Nordpanzertürme.

Wir gehen durch die naſſen Gänge zurück. Der Soldat hat Filzpantoffeln an und ſpringt über Pfützen.

Plötzlich bleiben wir ſtehen, lauſchen ...

Ein leiſes, dumpfes Rollen und Sauſen kommt von irgendwo aus der Tiefe des Douaumont.

Wir ſtehen reglos, der Soldat lächelt etwas gezerrt.

„Was iſt das?"

Es zieht feucht und kalt durch den Gang.

„Ich weiß es nicht ...", ſagt der Soldat.

Jetzt kracht es ganz leiſe, faſt klingt es wie ein krächzender Ruf.

Einſtmals wurden nach der Rieſenexploſion im Mai viel hundert Tote in einem tiefen Gang des Douaumont vermauert, da man ſie wegen des Feuers draußen nicht beerdigen konnte.

„Das hört man oft, manchmal poltert es auch ganz laut. Vielleicht fallen in den unteren Stockwerken Steine von der Decke — und das Sauſen macht der Luftzug", meint der Soldat.

Noch einmal heult es leiſe in der Tiefe des toten Forts.

Vielleicht lebt Douaumont doch noch ...

Denn nichts verweht spurlos.

Jedes Geschehen zeichnet Runen in die Seelen der Menschen, die es über sich ergehen lassen mußten.

Diese Erinnerung flackert geisterhaften Flammen gleich vor dem inneren Gesicht der Lebenden und geht noch jetzt in der Vergangenheit um den Ort, wo der Tod einherklirrte und so viele in das Tal der Schatten stieß.

Und so drängt sich, wenn man in Sommerstille oder Wintereinsamkeit vorübergeht, etwas herbei, gewinnt Leben und irrt um Steintrümmer und über zerwühlte Erde: Die Schatten der Toten. Rufen nach den Seelen der Lebenden und schrecken sie mit dem Wirklichkeitsschein der Erinnerung.

Darum umschwebt solche Orte des Grauens und verzweifelter Todesnot ein geheimnisvolles Rufen, das diese Stätten heiligt und nie versinken läßt, was einst hier geschah.

Und dieses Einst wird wach, so man den Ort, wo es geschah, wiedersieht; es erhebt sich aus der Vergangenheit und zieht wieder durch die Täler und um die Höhen mit ihren Betonfesten.

Deshalb lebt der Douaumont noch, darum hört man wieder das Schreien und Bersten der fliegenden Eisentöpfe, sieht den beladenen, schweigenden Zug sich in die schwelende Hölle wälzen, leise klappernd — klirrend und ohne Ende. Und der Heerwurm teilt sich, zerrt sich auseinander, versickert in Trichterfeldern und Gräben, staut sich hinter Hängen, preßt sich in Forts und Zwischenwerke, klaglos und nächtig stumm.

Die Hölle von Verdun brennt, flackernd des Nachts, rauchatmend und qualmspeiend des Tags.

Da brüllte das Artilleriefeuer durch die Nächte und Tage. Unaufhörlich klirrten Angriffe und Gegenstöße aufeinander.

Und wen das Schicksal zu dem anderen Betonkloß, um den soviel Blut floß, zum Fort Vaux hinauftrieb, der fand einen zweiten Douaumont. Auch Fort Vaux lag auf einem lehmbraunen Berg und schaute wie eine Krone des Todes in die Täler und Schluchten. Dann rannte der Soldat mit seiner Kompagnie in Stellung, er fegte, von den Springsehnen der Todesnot und des Mannesmutes getrieben, durch die Schluchten, die dem Hardaumont vorgelagert waren.

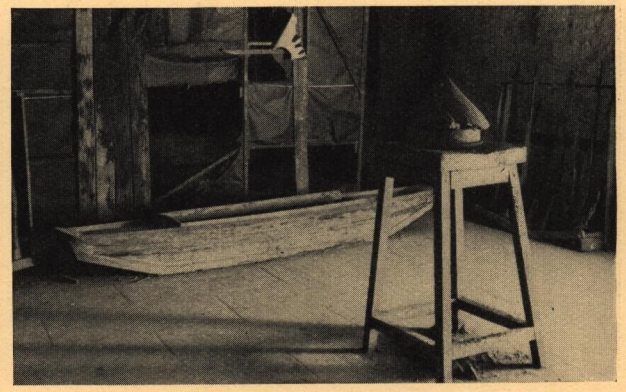
Dann kam der entsetzliche, todsprühende Weg über den Bahndamm durch die Vaux-Schlucht nach dem Fort hinauf.

Da keuchten die Lungen, flackernde Augen irrten, hier schrie gellend der Tod.

DOUAUMONT nach der Verdunschlacht 1916.

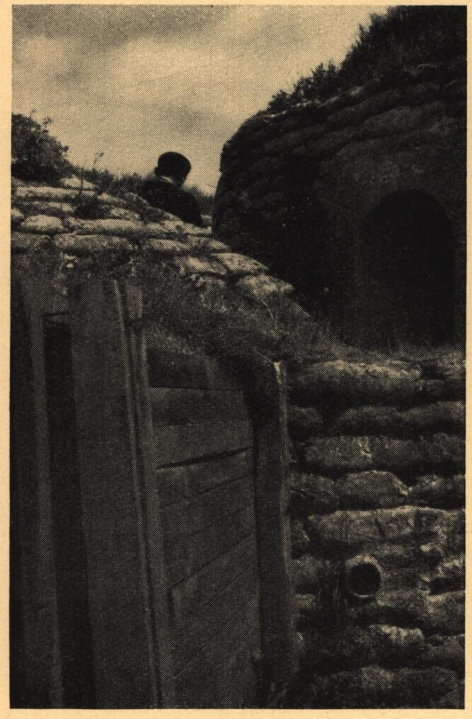
Das Fort heute von derselben Stelle gesehen.

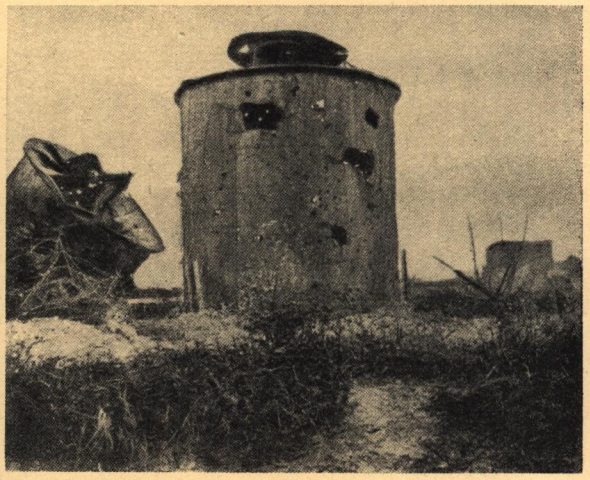
DIE
PANZERFESTE DOUAUMONT
der Eckstein der ständigen Befestigungslinie von Verdun, war nach Einnahme durch die Deutschen am 25. 2. 1916 acht Monate lang der Zielpunkt vergeblicher französischer Großangriffe.



DAS MUSEUM
in einer Kasematte des Fort Douaumont. Blitzlichtaufnahme des deutschen Paddelbootes, auf dem Gestell die Spitze und der Boden eines 42-cm-Geschosses.

VAUX-BERG
Von Kupfersuchern umgewühlter Kampfgraben.





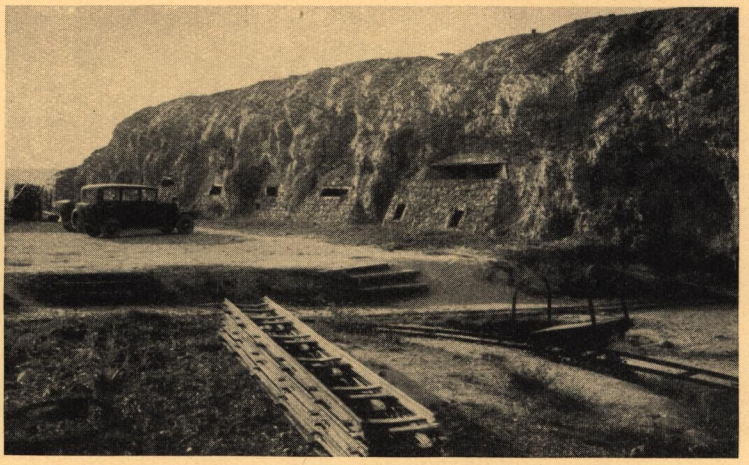
DIE PETROLEUMTANKS
vor Caeskerke an der Yser im Jahre 1915
(Mitte)

ZWEI FRANCS EINTRITT UND EIN TRINKGELD
kostet der Besuch des «Todesgraben» bei Caeskerke in Flandern an der Yser. Diese in Zement an Ort und Stelle nachgebildete Schanze hieß bei den deutschen Truppen: «Vor den Petroleumtanks.»
(Links)

LANGEMARCK – DER MARKTPLATZ

Deutscher Tagesbericht vom 10. November 1914: «Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange: ‚Deutschland, Deutschland über alles' gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie.»

DIE KIRCHE VON LANGEMARCK
NACH DER ZERSTÖRUNG IM APRIL 1915



DAS FORT VAUX

im äußeren Verteidigungsring der Festung Verdun wurde nach einem fünftägigen phantastischen Nahkampf, der sich teils in den Wallgräben und Grabenstreichen, teils auf der Oberfläche und im Innern abspielte, am 8. Juni 1916 genommen. Das Bild zeigt die südliche, dem Chénois und dem Bergwald (Chapitre) und damit der Stadt Verdun zugewandte Seite. Während der deutschen Beschießung im März fielen täglich mehr als 8000 Granaten schweren Kalibers auf das Fort. Früher stand über dem Eingang: «Lieber sterben als sich ergeben» — heute: «Die Besichtigung ist unentgeltlich.»

VERDUN: BLICK VOM CHAPITRE

durch die Fumin-Schlucht über den Vaux-Grund nach dem Hardaumont.
Rechts am Hang das J-Werk.

In dem Fort selbst war den Truppen noch einmal Schutz und Ruhe vergönnt, ehe sie über das Trichterfeld in die vorderste Linie eilten. Le Chénois, La Lauffée hießen diese Höllenpfuhle, wo die Granateinschläge tanzten.

Da lagen sie auf der Hochfläche, die das Fort trug, wartend mit hämmerndem Herzen, wann der nächste Feuerüberfall auf die Eingänge des Betonklotzes vorübergetobt war. Dann mit Aufbietung aller Kraft hinüber, bevor die nächste Batteriesalve die Eingangslöcher deckte. Jetzt . . schnellte einer der vielen hoch, lief, rannte einer, der eine Meldung trug.

Da . . . das dunkle Loch.

Der Melder unter dem Gewölbe sank zusammen und ächzte.

Draußen zischte, brüllte und zerklirrte die nächste Salve. Hei!

Wie schrie der Tod, dem sein Opfer entschlüpft!

Gerettet.

Lange stand er schwer atmend.

Dann tastete er sich vorsichtig in das Dunkel des Fortinnern. Aber er kam nicht weit. Überall lagen Menschen.

Kauernd setzte er sich in eine Ecke. Neben ihm lag ein alter Tornister. Noch war der Mantel darüber gerollt. Wem mochte er gehört haben?

Die Segeltuchklappen waren auswärts geschlagen wie aufgerissene Türen eines geplünderten Hauses. Irgend jemandes Hände hatten den armseligen Inhalt durchwühlt und das Brauchbare an sich genommen. Es war sonderbar, daß diese vom Tode gehetzten Menschen ihre kleingierigen Lüste nie vergaßen; überall hin griffen sie, wo sie glaubten, etwas ergattern zu können: Ein Paar Strümpfe, einen Aluminiumtrinkbecher, eine bessere Zeltbahn.

Solch ein Becher aus dem weißlichen Metall war ein kleiner Schatz, der den Besitzer aus der Masse jener heraushob, die nur aus ordinärem Blechzeug ihren Kaffee schlürfen konnten. Solch ein mattblankes Ding schwebte in derselben Dunstschicht wie ein Gefreitenknopf.

Über den Melder, der eben den Sprung ins Fort hinein gewagt hatte, wälzte das graue Gewölbe den lastenden, niedrigen Schwung seiner Steinmasse. Am Ende des schwarzgähnenden Ganges glomm eine Zigarette regelmäßig auf. Ein Mann stand dort. Wie ein nebelgraues Schemen war die Gestalt. Jetzt hustete die Gestalt und krümmte sich dabei. Die Zigarette flog in hartem Wurf zu Boden und zerstob mit einigen Funkenspritzern. Ein Luftzug kroch aus der Tiefe des steinernen Untiers, Gestank wie aus Därmen eines verwesenden Kolosses blies vorbei.

„Verfluchte Peſt!“ ſagte einer; warum zog es denn auf einmal ſo? Dieſer Geſtank. Dort lagen Unrathaufen, die der Strom der Zahlloſen im Laufe der vielen Wochen in den düſteren Gewölben abgeſetzt hatte.

Der Melder wandte ſich und ſchaute wieder in die hohle Finſternis des Gewölbes.

Da ſchwankte eine Azetylenlampe aus dem Dunkel hervor.

Der weiße Schein irrte an den Wänden hoch, zeichnete die Riſſe in den feuchten Quadern wie ſchwarze Äſte vor winterkaltem Nachthimmel, geiſterte über graue Menſchenklumpen, über ſtumpfe, müde Geſichter. Und der Mann, der zum erſtenmal hier oben war, ſah, wie viele troſtloſe Menſchen hier unter dem Gewölbe lagen.

Viele . . . unzählige.

Plötzlich ſchütterte die Luft, es krachte tief brüllend, die Laterne erloſch im Luftdruck. Das Gewölbe zitterte. Feiner Geſteinſtaub rieſelte.

Der Melder wartete auf die nächſte Granate. Sie kam nicht, er legte ſich auf die rechte Seite und dachte — wollte denken.

Was nur?

Herrgott! War er vorhin gelaufen!

Wie oft er ſich in den Schlamm geworfen hatte, wußte er nicht mehr.

Nur einmal, am Bahndamm, da hatte jemand geſchrien.

Ah, deshalb war er dort ſtehengeblieben. Aber der Teufel hätte ihn an dieſer Stelle beinahe geholt. Dort ſtehenzubleiben! Wahnſinn war es! Wenn der Kerl eins erwiſcht hatte, dann brauchte er doch nicht ſo zu brüllen, dann konnte es auch andere, die er aufhielt, packen mit reißenden Zähnen, das Ungeheuer, das feuerſtiebend aus der Nacht fuhr mit gierigem Ziſchen. Aber wenn ein Menſch in Not iſt . . .

Wo war das nur geweſen? Einmal war ihm ein Lehmbrocken ins Kreuz gefahren, als ein 15-Zentimeter kurz hinter ihm zerkrachte. Ach ſo, am Laufgraben. Er griff unwillkürlich, aber langſam nach ſeiner Hüfte, äh, richtig . . . das tat weh.

Bah! ein trockener Ekel würgte ſich in ſeiner Kehle hoch: War das ein Geſtank hier. Es ſtieß ihm auf. Dörrgemüſe von vorhin.

„Du, der Unteroffizier Lohfing . . .“ kroch eine Stimme aus dem Dunkel zu irgendeinem andern in der grauen Menſchenmaſſe, „der Lohfing iſt gefallen“.

„Der Lohfing? Der mit der Hakennaſe? Wo denn?“

„Auf der Straße am Hardaumont . . . der Eſel, er hätte doch in die Südſchlucht einbiegen müſſen.

„So. Ja . . . du, gib mir mal 'ne Zigarette."

„Hab' keine."

Das Schweigen schob sich wieder unter das Gewölbe. Ein dickbäuchiges, stinkendes Ungeheuer war es, dieses Schweigen. Von den klirrenden Trichterfeldern draußen kam es, blies den Pulverdunst in die Gänge. Oder kroch es aus den finsteren Kasematten?

„Äh . . . der Gestank!"

„Was äh . . .?" äffte jemand aus dem Dunkel nach.

Dann wieder Stille.

Draußen brüllte und krachte es. Das Fort bebte.

Das war mal wieder eine Nacht zum Verrücktwerden.

Verrücktwerden . . . ging es durch des Melders Hirn. Hier wurde niemand verrückt. Er hatte noch keinen gesehen. Das waren ja alles nur Redensarten.

Im Frieden wurden Leute verrückt, ja, wie der alte Regierungsrat in der Gartenstraße. Ach richtig. Der hatte ja eine Tochter gehabt. Mit langen Hängezöpfen und solch lustigen Augen. Wo sie jetzt wohl sein mochte? Jetzt? Wie jetzt?

Da trat ihm jemand im Dunkel auf die Beine. Der Mann stolperte. „Paß auf du . . ." Das Wort blieb ihm zwischen den Zähnen stecken. Ein rasselndes, höllenlachendes Bersten rollte in einer Staubwolke vom Eingang her, schrie gellend unter das Gewölbe.

Der Brocken war verdammt nahe auf den Eingang gehauen. Hier vorne war dicke Luft.

Der Melder stemmte sich hoch und torkelte vorsichtig tastend mehr nach dem Innern zu. Trat auf Beine, stolperte, Flüche der Getroffenen flatterten hoch, und ihre Stimmen klangen heiser in dem stickigen Dunst.

Draußen wurde das schwere Artilleriefeuer stärker. Das waren ganz dicke Sachen . . . nur dicke.

Wie der Trommelwirbel eines Wahnsinnigen rollten die Einschläge, und der in den Trichterfeldern umhertanzende Tod geigte das Heulen der Geschosse auf seiner Fiedel. Hui . . . Hui . . .

Das Gewölbe zitterte, schien sich zu heben, zu wanken. Feiner Staub rieselte von der Decke.

Die grauen, schlammdreckigen Menschen krochen näher zusammen. Unverständliches Gemurmel brodelte in einer Ecke auf.

Ein heulender Krach barst dazwischen. Das Fort bebte und dröhnte, der dumpfe Schall lief durch die Gänge und Kasematten.

Da ſagte keiner mehr ein Wort.

Beißender Qualm ſtrich plötzlich in dünnblauen Schwaden mit dem Luftzug in das Innere.

Da torkelte ein jappendes Geſpenſt durch den Eingang. Eine Kerze an der gegenüberliegenden Wand überflackerte ſein Geſicht mit irrendem Schein. Der Mann keucht, hat ſtiere, von unten blickende Augen. Er lehnt ſich rücklings an die Wand und ſpreizt die Finger an das feuchte Mauerwerk.

Seine Augen gehen müde und erloſchen in das Dunkel.

Der nächſte ſchwere Einſchlag läßt die Kerze erlöſchen.

„Wo kommſt du her?“ ſagt eine Stimme.

„Vom La Lauffée . . .“, huſtet die Geſtalt hervor.

„Dicke Luft dort?“

„Alles iſt zertrommelt.“ Der Mann huſtet wieder gequält, ſpuckt aus, irgendwohin ins Dunkel. Dann knickt er in ſich zuſammen und zieht die Knie an den Leib.

Draußen tobt die Hölle, unerbittlich, unaufhörlich.

Ganz ſchwere Einſchläge fallen dazwiſchen in langen, regelmäßigen Abſtänden auf das Fort.

„Das ſind die Souville-Batterien, der Kahn hier ſchaukelt ja wie blödſinnig“, ſagt jemand.

„Nein,“ ſagt ein anderer, „der Artilleriebeobachter ſagt, dieſe dicken Brocken kämen hinter dem Fort Tavannes her.“

„Quatſch! es iſt egal, woher ſie kommen“, klingt die Antwort durch den Dunſt.

„Nee, kein Quatſch! Auf der ‚Kalten Erde‘ hauen ſie auch immer damit herum. Das ſtimmt ſchon: Tavannes . . . 28 Steilfeuer.“

„Von Souville kommen ſie, ſage ich euch“, miſcht ſich jetzt ein Baß in die Unterhaltung, „man kennt die Batterien an dem grünen Abſchußblitz.“

„Ach nee . . .“ ſpöttelte die Stimme von vorhin wieder.

„Ja! Warſt du denn ſchon mal im M-Raum oder am Bahndamm von Fleury? He?“

Es kommt keine Antwort.

„Na, dann halte den Schnabel!“

Trotz des ſchreienden Tobens der Granaten und Splitter, trotz des dumpf grollenden Orgelns fühlen dieſe Menſchen ſich hier unter den Gewölben ſo ſicher, als könne der krachende Tod ſie nie erreichen.

Sie leben alle dem Augenblick, keiner denkt an den Weg, der einem jeden noch bevorſteht, draußen über die nächtigen Trichterfelder, wo der Tod

wie ein Irrer umherſpringt, gehüllt in die Qualmwolken und das rotblitzende Feuer der Einſchläge.

Hier iſt man ſicher.

Was nachher kommt — einſtweilen trommelt der Franzmann noch, alſo muß man hier bleiben, man lebt . . . jetzt! Ja jetzt!

Die Zeit kriecht wie ein ſchwarzer, träger Fluß ins Dunkel.

Ein Leutnant ſtapft aus dem Dämmerlicht hervor. Steht jetzt in der Nähe des Eingangs ſtill, lauſcht.

Draußen tobt das Feuer, aber ferner. Der Vaux-Berg bekommt wenig ab. Drüben auf dem Douaumont und auf Fleury hauen ſie wie wahnſinnig herum. Ein rollendes Brummeln iſt es jetzt, dann ſchwillt es an, tobt, kracht . . . der Wind trägt den Schall herüber.

Der Leutnant ruft plötzlich: „Siebente Kompagnie fertigmachen zum Abmarſch!"

Er ſteht und ſtarrt in das Eingangsloch. Dann wendet er den Kopf nach innen: „Fertigmachen!"

Das Wort wird von dem trüben Dunſt verſchluckt.

Jemand ſteckt eine Kerze an. Dort flackert noch eine auf. Jetzt im Hintergrunde mehrere. Eine unruhige Bewegung kommt in die grauen Geſtalten am Boden.

Nicht alle hat das Kommando getroffen. Es liegen auch Leute von anderen Truppenteilen hier. Die haben faſt frohe Geſichter, aus all dieſen Zügen kann man den Gedanken leſen: Ich kann hierbleiben . . . Ein beruhigendes Gefühl iſt das.

„Gruppenweiſe abmarſchieren!" kommt wieder ein Kommando.

Sſſſt . . . ziſcht es plötzlich draußen, und eine ſchwere Granate zerkracht. Der Luftdruck zerſchlägt die Kerzenflammen.

Totenſtille.

„Fertigmachen!" reißt das Kommando wieder durch die laſtende Stille und ſchneidet wie ein ſcharfes Meſſer durch Nerven und Hirn.

Wieder werden Kerzen angeſteckt.

Langſam ſchieben ſich die Leute der ſiebenten Kompagnie zuſammen, bilden Klumpen. Trübes Flackerlicht zittert durch das Dunkel. Die Kerzenflammen wehen hin und her. Dumpfe Worte flattern auf und ſchwingen ſich wie Fledermäuſe in den Dunſt.

Die einzelnen Gruppen treten zuſammen. Die Unteroffiziere zählen ihre Leute. Da fragt der eine: „Wo iſt denn der Hoppe?"

Alles wartet.

„Der hat eine erwischt," sagt nun eine Stimme.

„Wo?"

„In der Vauz-Schlucht."

Wieder Stille.

Wo war der Leutnant geblieben — das Dunkel der Kasematte hatte ihn verschluckt.

Doch da kommt er zurück: „Der Melder von der 10. Kompagnie, wo ist der Mann, er soll mit heraufgekommen sein . . .? fragt laut und hart seine Stimme zwischen zwei Einschlägen.

Da tritt der Mann, der vorhin als einziger von dem Plateau hereingesprungen war in die Kasematte, hervor: „Melder von der 10. Kompagnie zur Stelle", sagt er mit leiser Stimme.

Es ist, als fiele es ihm schwer, das zu sagen — man hätte noch etwas hier sitzen können — geht es durch sein Hirn, niemand kannte ihn.

„Sie kommen mit uns auf den Bergwald und gehen noch in dieser Nacht zurück nach Ornes!" sagt der Leutnant.

„Jawohl", klingt es zurück.

Dieses Warten . . . entsetzlich, dieses Warten auf den Abmarsch. Diese Höllenminuten vor der ungeheueren Willensanstrengung, dort aus dem Loch in die toddurchtobte Nacht hinaustreten zu müssen.

Wie Blei liegt es in des Melders Hirn, die Beine sind lahm.

Minuten . . . eine nervenzerrende Ewigkeit. Ein Druck im Hirn. Warten . . .

Draußen keckert schon der blutberauschte Tod und bläst seinen Feueratem über das Trichterfeld.

Warten . . . worauf?

Nicht auf den Tod . . . nein, auf . . . Ja, worauf denn nur?

Die pressende Spannung wächst, drückt das Herz wie mit Felsblöcken grausigster Willenlosigkeit. Ha! Der Melder stöhnt aus tiefster, qualgezerrter Verzweiflung.

Die Erde draußen war so unheimlich still, verlassen vom Leben. Aber überall schwebten die Todesschwaden, auf jedem Trichterrand hockte das Grauen.

Und jetzt: Warten!

Bis ein Wille all diese Menschen hinausstieß in die Leere, wo sie das Dunkel verschluckte, wo ihr Leben wie ein verwehtes Irrlicht über das zerrissene Land taumelte.

Jeder fürchtete sich. Die Angst bettelte trotz des seelenmordenden Wartens um Minuten, um Sekunden des Aufenthaltes in dieser Kase-

matte, wohin der Knochenarm des Todes, der draußen auf die Männer wartete, nicht greifen konnte.

Ein Schritt zurück in das ſchützende Dunkel war eine Koſtbarkeit, die dem Tode entriſſen wurde.

Da: „Erſte Gruppe abmarſchieren!“ Die Stimme des Leutnants.

Wie ein glühendheißer Riß geht es durch des Melders Herz. Seine Beine bewegen ſich.

Da war das Loch in dem Mauerwerk: Hinaus!

Eine krampfige, herzſprengende Anſtrengung: Draußen.

Kühle Luft ſchlug ihm entgegen.

Vor ihm ging die Gruppe mit dem Leutnant.

Schritte, immer mehr Schritte machten ſeine Füße. Immer weiter bewegten ſie ſich.

Da lag es, das tote Land.

Unnatürlich ruhig war die Nacht.

Wo waren die Einſchläge? Wann kamen ſie? Sie mußten doch kommen!

Gleich! Jetzt!

Oben, am nachtblauen Himmel wanderten ſchwere Granaten orgelnd ihre Bahn.

Ganz langſam ſchienen ſie zu fliegen. Weit . . fern.

Hin und her, her und hin. So zogen ſie ſchon lange. Nacht und Tag, Tag und Nacht.

Da kam die eiſerne Ruhe des Soldaten, der mit dem Tode auf du und du ſteht, über den Melder.

So war es immer wieder. Ruhig, ganz hart wurde ſein Herz. Hier war der Tod. Alſo: Aufpaſſen und abwarten.

Die würgende Angſt löſte ſich von ſeiner Kehle, die körperliche Bewegung ſcheuchte ſie hinweg.

Das Gefühl eines tragenden Willens kam über ihn. Hier hockte überall die Vernichtung, lauerte in den Lüften und ſchwebte unheimlichen Flügelſchlags über das Land. Er ſah es an jedem Trichter, daß der Tod allgegenwärtig war, daß nur ſeine Laune ihn augenblicklich an einer anderen Stelle toben ließ.

Einige Einſchläge krachten auf das Fort. Man war ſchon weit genug weg. Der Leutnant ſtand einen Augenblick ſtill, um ſich über die Marſchrichtung zu vergewiſſern.

Seine schlanke Gestalt reckte sich. Hier war er wie ein Herrscher, denn allein sein Dasein war dem Tod ein Trotz! Ruhig standen die Leute.

Langsame Bewegungen hatten sie.

„Wohin, Leutnant," frug der Gefreite.

„Wir müssen uns mehr rechts halten."

„Ja, sonst kommen wir auf den La Lauffée-Rücken."

„Los!"

Sie schritten vorwärts.

Eine Salve 7,5 fegte über sie hinweg, krepierte mit irrem Gelächter in der Vaux-Schlucht.

Ein Sausen kam, dann brüllte es in nächster Nähe auf. Die nächtigen Gestalten wurden von der Erde verschluckt.

Der Qualm verzog sich, die Splitter waren davongesurrt, gierig, lebensuchend.

Weiter schritten die Männer.

Da kam es wieder! Der Tod brauste heran, schrie, griff mit heißen Armen durch die Luft.

Wuh . . . Wuhh, wuiih . . . brüllte die schwere Granate. Die rote Lohe des Einschlags sprang auf. Der Melder war mit dem Gefreiten in dasselbe Loch gesprungen. Schlamm, Gestank der Rauchschwaden, zwitschernde Splitter, bebende Erde.

„Verflucht!" sagte der Gefreite. Er drängte sich ganz tief in das aufgewühlte Erdreich.

Stille.

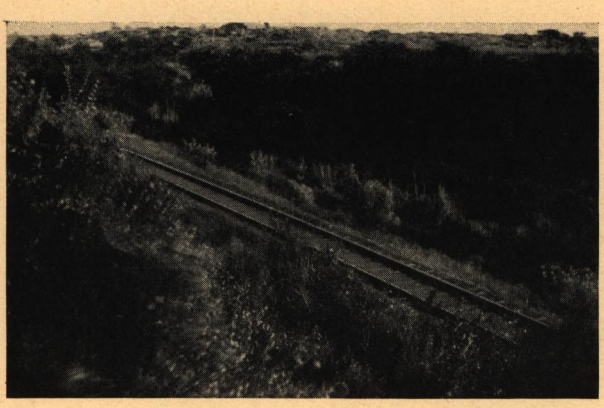
Und weiter schritten die Männer.

In der vordersten Linie fanden sie vom Artilleriefeuer völlig ausgebrannte Menschen. Lautlos ging die Ablösung vor sich. Mit leise klappendem Schanzzeug verschwanden die Abgelösten in der Nacht. Der Melder hockte sich zu einem M.-G.-Schützen in ein Granatloch und wartete.

Vor ihm dehnte sich das Land — Niemandsland nannten es Männer, denen es durch lange Jahre Pflicht war, im Leben und im Tod diesen nie verschwindenden Streifen Erde zu säumen. Und dieses seltsam drohende Namenswort für den bald schmalen, bald breiteren Streifen Boden zwischen den Fronten sprach irgendeiner der Männer, denen jene ins Dunkel starrende Augen gehörten, zum anderen, so daß es fortklang durch alle Gräben, über alle Wehren vom Meer bis zum Gebirge. Diesseit und jenseit, bis es allen bekannt war.

FORT VAUX IM FRÜHJAHR 1916

GESAMTANSICHT VON FORT VAUX
vom südlichen Wallgraben aus.



DIE DOPPELHÖHE 60
im Südosten von Ypern mit ihrem berühmten Bahneinschnitt. Der Hügel wurde von seinem Besitzer, dem Direktor Calder der Birton-Brauerei, dem englischen Volke zum Geschenk gemacht.
(Links)

AN DER STRASSE OSTENDE–ZEEBRÜGGE
weisen deutsche Unterstände den Weg in ein Kriegsmuseum.
(Rechts)

DIE KALTE ERDE
Ein berühmter Höhenzug im Kampfraum von Verdun. Die Blumen im Vordergrund bezeichnen den Ort, wo einst Dorf Fleury stand.

BEZONVAUX

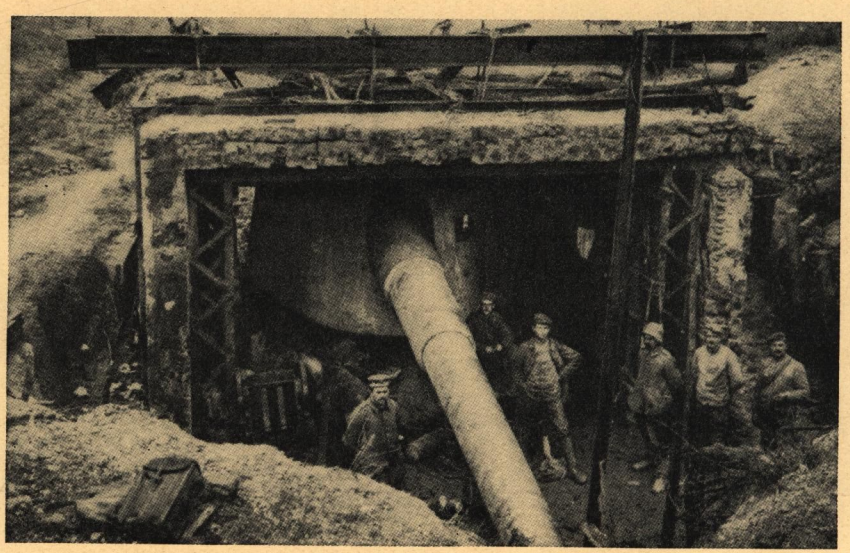
Auf dem Stein, den ein französischer Stahlhelm krönt, steht «Bezonvaux» und darunter: «Hier wurde der eingedrungene Feind zurückgeschlagen. 1918.»

FLEURY

Beide Dörfer, die im Festungsgebiet von Verdun lagen, sind für immer verschwunden. Man steht ergriffen vor den Stellen, von denen nur noch ein Name ist, der einst unbekannt war, dann ein Trümmerfeld bezeichnete und schließlich über einem Nichts schwebte . . . für jetzt und für alle Zeiten. — Der Gedenkstein für Dorf Bezonvaux ist ein Geschenk der afrikanischen Kolonie Senegal an Frankreich.

IN DER HUNDING-LINIE
Senkrechter Stolleneingang bei der Ferme de Macquigny (Sissonne).

DIESES LANGROHRGESCHÜTZ
steht in der Jagow-Schlucht bei Verdun. Die fahrbare Betondeckung dient heute einem Eisenbahner der Vaux-Bahn als Kuhstall.



DASSELBE GESCHÜTZ
im Jahre 1916 während der Schlacht um Verdun. — Die Betondeckung war für die Truppen, die durch das Sperrfeuergebiet zum Fort Vaux hinaufgingen, der letzte Ruhepunkt.

Da steigt einige hundert Meter links grün gleißend eine Leuchtkugel aus den eigenen Reihen empor. Irgend jemand hinten beim Fort nimmt das Sperrfeuerzeichen auf, schickt seine grüne Kugel an den Himmel. Dankbar richten die Männer in den vordersten Löchern einen Blick nach hinten. Vom Chénawald aus, wo die Batterien stehen, können sie hinaufschauen bis zum Fort. Gleich muß es losgehen, jetzt müssen sie helfen da hinten — sie müssen!

Und unten im Tal springen Menschen aus der Erde empor. Kanoniere sind es, die der verzitternde Schein jener Kugel um die wenigen Stunden bleiernen Schlafes betrog.

Wohl schießen sie jetzt und sperren mit toddichtem Vorhang den Feind von den Kameraden ab. Aber sie fluchen, wie man nur dreißig Stufen tief in der Erde fluchen lernt, wenn der Krieg mit seinem Brecheisen die erdenen Decken der Höhlen aufbricht und auf friedlichen Sonnenstrahlen und auf Lichtfetzen vom Mond grinsenden Gesichts hereingefahren kommt.

Dann flucht der Kanonier — er ballt die Faust, dann flucht der Infanterist, und ihr Fluch ist Gebet an den Krieg.

Nicht um Schonung beten diese tausendmal zehntausend gesperrten Augen unter dem lehmbeschmierten Stahlhelm, wenn sie fluchen. Nur eines verlangen sie: Erschlage mich Krieg, denn dafür bin ich Soldat. Oder, wenn es meine Zeit noch nicht ist, gehe vorüber.

Aber zerfetze nicht, Krieg, spiele nicht und reiße nur Fetzen aus uns, Arme und Beine und Stücke, ohne die man nicht sein kann und wieder leben, später, wenn Friede sein wird.

Dies war des Soldaten Gebet an den Krieg, und Gott, der den vieltausendmal beschwörenden Fluch vernahm, erhörte ihn als Bitte. Und so geschah es, daß Millionen berstender Granaten mit zackig glühenden Splitterarmen daneben griffen, wenn sie sich nur kleinliches Ziel gesetzt. So wurden sie zwecklos und verdarben ohne Schicksal, weil der Fluch der Männer unter dem Stahlhelm sie beschworen hatte, sie aus der nach kleinem und halbem Mord zirpenden Bahn gelenkt und gebannt in den Dreck.

Vorn hockten die Männer mit dem Stahlhut auf dem Kopf und dem gespannten Riemen unterm Kinn in den nassen Löchern. In der Faust den Tod, im Auge das Ziel, jeder einzelne, ob Offizier, Feldwebel oder Mann, sein eigner Kommandeur.

Denn allein waren sie alle, wenn auch der andere kurz daneben stand, wenn auch fünfzig andere in dem Stollen lagen, dessen Stufen zwei Schritt seitwärts absteigend in die Erde gingen, um auf einen knapp hervorgestoßenen Ruf hin herauszuspringen.

Denn dies war der eine Fluch des Krieges, daß niemand faſt niemals allein war und doch einſam bleiben mußte, weil es im Kampf mit dem Tod keine Geſellſchaft gibt, und die Waffe war immer der einzige Kamerad. Darum ſtand ein Soldat dem anderen nicht nahe, liebte ihn ſelbſt nicht ſo, wie ſich Männer in der Gefahr lieben können — und den toten Kameraden haßte er manchmal vielleicht. Warum? Tote nützen eben nicht, können nicht mehr ſchießen. Und nur wer den Tod noch ausſchicken kann nach Beute, der allein hat Berechtigung, am Rande des Niemandslandes zu leben. Auch liegen ſie im Wege, die Toten, und die Lebenden ſtolpern über ſie und fallen gerade dann, wenn nur Laufen und Rennen Rettung ſchafft vor der Vernichtung, die mit punktmäßiger Genauigkeit jeweils zehn Meter und wieder zehn voranſchreitet.

So waren ſie beieinander, und doch ſtand jeder allein und einſam wie in einem Glashauſe mit ſeiner Furcht, mit ſeiner Hoffnung, mit ſeinem Sehnen und mit ſeinen Taten. Waren ſie auch nebeneinander in den gleichen Löchern, Kopf neben Kopf, ſo konnte doch keiner der Seele des anderen helfen, höchſtens durfte er ihm die Wunden des Körpers verbinden.

Zwiſchen Seele und Seele war eine Glaswand — durch die niemand hindurchgreifen konnte, aber man ſah ſich. Und dieſes Sehen, das war Erkennen und ſchuf oft großen Haß zwiſchen denen, die von außen gute Kameraden ſchienen. Sie konnten es ſich gegenſeitig nicht vergeſſen, daß ſie ſich ihre Seele gezeigt hatten in jenen Augenblicken, wo man ſie nicht zeigen darf, weil der Tod ſie verdüſtert und Schatten auf ſie wirft, deren jeder einzelne war wie ein dunkles Loch, in dem warmes, ſchmutziges Waſſer in unbekannte Tiefen ſtürzt.

Denn dies war der andere Fluch des Krieges, daß Not und Angſt und Tod den Schleier von den Seelen der Männer riſſen, daß ſie ſich ſahen, wie ſie ſich vordem nie gekannt, und daß andere in ihrem Herzen leſen durften, was ſie ſonſt niemand offenbart hätten.

So waren ſie in jener Nacht da vorn beiſammen in Grabenſtücken, Löchern und Stollen. Freuten ſich jetzt darüber, daß das eigene Sperrfeuer kurz vor ihren Augen die Hölle entſtehen ließ. Freuten ſich, weil es Hölle war für jene da drüben. Mit ſolcher Freude, einer unnennbar großen über das eigene Glück, müſſen Engel im Himmel in das Tal der Verdammnis ſchauen.

Langſam ſchwieg das eigene Feuer. Nur einzelne Geſchütze bellten noch aus den Tälern, als könnten die Kanoniere in ihrer Wut nicht wieder zurückfinden in ihren Stollen.

Der Melder saß in sich zusammengezogen auf dem Grunde des halbtiefen Loches. Über dem von nasser Erde steifen Mantel trug er einen Riemen, festgeschnürt, und zwischen diesen und den Bauch war die Pistole 08/15 geklemmt. Klobig drückte sie auf seine zusammengesessenen Schenkel, durch die Stück um Stück die Taubheit schlich.

Wie ein Theaterräuber sieht das um meinen Bauch aus, so dachte der Mann in dem Loch.

Da ging vor ihm, gar nicht sehr weit, eine Leuchtkugel hoch. Den Kopf schnell hinter den Lehmhaufen drückend, verfolgte er durch eine schmalgekniffene Lidspalte den schräg zur Höhe schwebenden Funkenstern. Was war das . . . nun auf einmal hörte er auch wieder die Schüsse. Eine ganze Weile hatte er doch nichts gehört — er hatte doch nicht geträumt, geschlafen hier vorn auf Posten?

Und wieder schwankten die einzelnen Schüsse wie Betrunkene die Front entlang, nur wenn ein Schütze sein Maschinengewehr auf Bereitschaft prüfte und darum ziellos fünfzig Schuß in die Nacht gab, dann klang es ernsthafter, verstummte aber gleich wieder.

Ja, doch, richtig . . . die Artillerie von drüben schoß jetzt auch. Wie kam es wohl, daß er dies die ganze Zeit hindurch vergessen konnte? Ziemlich hoch über den beiden Linien zog es dahin und plumpste dann gar nicht fern. Aber das klang so kraftlos. Das war kein Knall, keine Explosion, die erlöst von der abwartenden Spannung. Das puffte nur sonderbar, ganz gewiß war das Gas. Und gemeint waren damit die Artilleristen. Mußten jetzt ja wie die Affen durch die kugelrunden Marienglas-Augen ihrer Masken glotzen. Konnten nicht miteinander reden, und darum schwiegen wohl auch die Geschütze. Der Melder sah vor sich hin und wollte lächeln über die komischen Artilleristen, die sich dort hinten jetzt schweigsam mit Paviansgesichtern anglotzten. Aber es wurde ein Grinsen daraus. Denn die Artilleristen, die dort hinten im Gas saßen, hatten alle so witzige Gesichter, wie als sei Karnevalssitzung, und jeder verließe sich nur auf seine Maske, die er umgetan — niemand brauchte zu sprechen. Allein, daß sie so dasaßen, das war schon Witz genug.

Blitzschnell wuchs nun der Kopf des Mannes in dem Loch mit der Erde zusammen. Milchweiß, strahlig mit einem leicht grünen Schleier darin, rieselte das Licht aus der Leuchtkugel, die der Soldat von gegenüber für einen Augenblick an den dumpfen Nachthimmel gezaubert hatte. Verdammt, wie nahe die Kerle hier saßen.

Wie lange das nur dauert. Vor der spähenden Leuchtkugel in den Boden geduckt, sah er mit ganz wachen Augen auf das Schloß seiner Pistole

im Gurt. Da ſtand etwas geſchrieben. Das müßte man leſen, aber die Schrift ſtand ja auf dem Kopf. Warum hatte er das nie entziffert — man könnte das jetzt vor ſich hinſagen. Seine Lippen bewegten ſich: Ja, nachher im Fort, da wird er es leſen, da war ja Licht — nachher, wenn er zurück durfte. Und den Rücken konnte man auch wieder gerade machen, ſpäter, wenn man zurück nach Ornes ging. Im Fort dort war es gut, beinahe wie zu Hauſe. Da waren auch Menſchen, hier war man allein.

Ja, ſo war es. Der Melder ſperrte gewaltſam die Augen auf, hob den Kopf, lauſchte und bohrte mit den Augen zwei dunkle Gänge in die Nacht. Aber die waren endlos, nirgendwo war etwas. Und es regnete auch. Bald mußte doch der Leutnant kommen . . . ihn nach hinten ſchicken. Er hatte jetzt ja genug geſehen, nun konnte er die Kompagnie hierher in Stellung führen.

Die dunkel hingeduckte Geſtalt zerkaute einen Fluch: Der Weg vom Fort über Bezonvaux nach Ornes, das war das Schlimmſte, daran durfte man nicht denken.

Aber die da drüben, die von gegenüber, wußten ja nicht, daß hier einer ſaß. Der Kerl, der eben die Leuchtkugel geſchoſſen hatte, tat das ſelbſt nicht gern und nur auf Befehl. An ſolchem Feuerwerk ärgerte ſich oft die Artillerie wie ein Verrückter. Dann zoppten ſie wild an ihren Rohren. Und darum ließ man lieber die Spielerei mit der dicken Feuerwerkspiſtole, man ſpielte nur auf ſtrengſten Befehl hin. Darin waren ſich die Männer hier und drüben einig; denn eigentlich war die Artillerie, ganz gleich, wem ſie gehörte, ihr gemeinſamer Feind.

An ſo einem Leuchtkugelſchuß, der ſonſt weiter nichts bedeutete, konnte es liegen, daß die mit ihren Schießrohren ſich gegenſeitig wild machten, und die im erſten Graben konnten dann die Zeche bezahlen, den Kopf hinhalten.

Die bei ihren Kanonen hatten ja Stollen, oft wenigſtens. Aber nein doch, dort war es jetzt auch nicht gemütlich, in denen war ja Gas. Die ſchoſſen noch immer, ja ſogar noch ſtärker, und immer gab es den gleichen dumpfen Plump.

Laut: Plump . . . Plump . . . wie hellhörig die Nacht war. Gutmütig konnte man ſie nennen, wenn ſie dienſteifrig die Bum-Bum-Töne von hinten herbeitrug, damit einem Melder in dem einſamen Lande die Zeit nicht lang wurde. Wie als ſpielten ſie hinten Fußball, genau ſo klang das, wenn die Gasgranaten auseinandergingen.

Der Melder in dem Loch hob ſich ein wenig über die Deckung. Hierhin ging der Kopf, dorthin ſein Blick, alles ſchien leer, verlaſſen, niemand wollte

etwas vom ihm, dem verlassenen Mann in dem nassen Loch. Nur der Regen tropfte von der hinteren Kante des Stahlhelms. Nun war schon der Rücken naß, die Zeltbahn hielt eben nicht dicht. Rechts von ihm sprang die Front ein ganzes Stück vor; es war sogar Eleganz in der Biegung nach vorn, an dem zwitternden Ring der aufsteigenden Leuchtkugeln konnte man es ablesen. Warum die Leute, die diesen Bogen in den Feind hinein erstürmt hatten, nur auf Eleganz aus gewesen waren. Dem Melder fiel keine Antwort ein. Und wieder und immer fort stiegen die leuchtenden Kugeln gemächlich schwebend empor, wie als seien sie Promenadenbeleuchtung entlang an der Rennbahn des Todes, die lang war, ach so lang, und als Hindernis lagen sie mitten darin. Aber da drüben bei den anderen, da regte sich doch jetzt etwas, das klapperte.

Angestrengt lauschte er: Nichts war da, vielleicht nur der Wind. Aber wenn man eine Maus wäre, könnte man hinüberlaufen, und ungehindert alles ausschnüffeln. Aber man war eben keine Maus, und die da drüben, das waren auch Menschen, nur hatten sie zur Unterscheidung blaue Uniformen an. Nein doch, das waren Feinde, die man belauerte, totschoß, und so war es richtig und gut.

Nur wenn alle viel schossen und gut zielten und trafen, dann war bald wieder alles zu Ende. Dann wurde Frieden, dann gab es Mädchen und Servietten beim Mittagbrot und weiche Sofas.

Der Melder schüttelte unwillkürlich den Kopf, als wolle er diese Gedanken scheuchen. Und der weitgeschwungene Rand seines Stahlhelms schnitt bei dieser Bewegung durch den feindwärts aufgehäuften Lehm und klang gegen einen Stein, der sich darin versteckt hatte. Der Ton, ein helles Kling, besann sich einen kurzen Augenblick, nach welcher Seite er sich davonmachen sollte. Aber da auf der einen die Gasgranaten mit plumpsender Regelmäßigkeit auseinandergingen, so machte er sich auf die Reise nach der stillen Seite, dem Feinde des Melders entgegen.

Der Feind, der gerade diesem Loch gegenüber lag, war auch ein Unteroffizier, nur hatte er seine Litzen nicht am Kragen, sondern eine schräg am Ärmel, und in seiner Feldflasche war nicht Kaffee, sondern Rotwein. Als der Ton in dessen Ohr kroch, horchte er auf, schrak zusammen, und sein Finger spannte sich in dem Abzug des Maschinengewehrs. Sein Auge fraß die wenigen Lichtstrahlen in sich hinein, durchdrang den Nebelschimmer, der vor seinem Gesicht lag wie eine graue Haut. Dort drüben, gar nicht weit vor ihm, da war doch etwas, was vordem nicht gewesen war. Wollten die Jenseitigen ihnen etwa zuvorkommen? Da war etwas Neues, was fremd

war und darum gefahrvoll. Tak . . . Tak . . . Tak . . . Tak, wie ein Schusterhammer klingend, rang sich das französische Maschinengewehr die Schüsse aus dem luftgekühlten Schlund. Und wieder: Tak . . . Tak . . . immer so fort.

Der Melder in seinem Loch grinste wieder einmal vor sich hin, schadenfroh. Zehn Meter seitwärts von ihm gingen die Kugeln anscheinend in den Lehmhaufen, jäh ihren bohrenden Sing-Triller abbrechend. Das war wirklich ein Witz.

Denn er saß doch hier — Freund Franzos!

Die große Wissenschaft des Krieges war, immer dort zu sitzen, wo nicht hingeschossen wurde. Das war gewiß einfach, aber so waren alle großen Weisheiten. Leise wühlte seine Hand jetzt einen Brocken Lehm los, knetete ihn und schmierte den Brei auf die Vorderseite des stählernen Hutes. Denn wer konnte das wissen; vielleicht spiegelte sich der Feuerstrahl aus dem Maschinengewehr da vor ihm auf seinem Helm, der alte Lehm konnte ja irgendwie heruntergefallen sein. Nichts durfte an ihm blinken, sonst wurde er ausgelöscht, wie das im Lederstrumpf hieß.

Nun zuckte es in der lehmigen Hand des Melders. Eigentlich sollte man dem Kerl, dem Herrn Kameraden von gegenüber einen knatschigen Lehmkloß ins Gesicht werfen, es war zwar ein bißchen weit, aber vielleicht traf man ihn doch. So etwa mitten auf die Augen, dann konnte er nicht mehr sehen und mußte mit dem blödsinnigen Geknalle aufhören.

Da! Mitten hinein in sein Gehirn schnitten Messer, so war ihm. Jedes von den Augenbrauen bis hinten zur Halsbinde. Mathematisch genau ein Schnitt neben dem anderen; nein doch, nicht sein Herz wurde zerschnitten, es war nur die Luft, die irgend etwas in Streifen zerfetzte.

Es gibt kein Wort, kein Zeichen, kein Bild, das verdeutlichen kann, was nun rings um den Melder in dem Loch geschah. Vielleicht war es so, wie es nun gesagt werden soll, aber man muß alle diese Worte mal zehntausend nehmen, und dann erst sieht man den Schatten dessen, was sich begab.

Es war ein Feuerüberfall.

Das ist ein harmloses Wort, aber viele, fast alle, sagen, daß das, was sich hinter ihm birgt, das Furchtbarste gewesen sei, was der Krieg sich an Schrecken erdacht. Zweihundert Meter Graben, dreihundert höchstens, und fünfzig Meter Streufeld in die Tiefe, das war sein unbegrenztes Ziel. Und auf dieses Ziel richteten alle Kanonen von vielen Kilometern im Umkreis, die noch eben hinlangen konnten, ihr feuerspeiendes Maul zu gleich derselben

Zeit. Allen voran die „Soixante quinze", die „Retterin Frankreichs", das Feldgeſchütz Kaliber 7,5 Zentimeter.

Wie man zumeiſt ſchlimmen Dingen harmloſe Worte gibt, ſo nannte man ſie freundlich die „Ratſch-Bumm". Und in dieſem Namen liegt Wahrheit, denn zuerſt machte es „Ratſch", erſt war die Granate da und zielte mit ihren glühheißen Splittern nach Armen, Köpfen und Beinen, und dann erſt machte es „Bumm", kam der Abſchußknall von drüben hinterher.

Das iſt gleichgültig, wird man ſpäter meinen, ob man den Mündungsknall hört oder nicht — aber dem Soldaten zerriß es die Nerven wie ſonſt kaum etwas. Denn der Soldat im Artilleriefeuer rechnet, und dies iſt ſein einziger Troſt und ſein Halt. Er lauſcht in allem Getümmel, Geknall und Gezirpe auf die Schreivögelchen in der Luft, die der kommenden Granate übermütig fauchend im Nacken ſitzen. Er kennt jedes einzelne Sauſegeräuſch, das in raſender Wirrnis aus der Luft in der Höhe dahergefahren kommt, und es verrät ihm noch im letzten Augenblick, wo ungefähr die Granate, aufplatzend vor Vernichtungswut, ihr Ende im Dreck finden wird. Und der Soldat weiß zu deuten, ob das Stück Lehm, Sand oder Raſen, das er mit ſeinem Körper deckt, gerade jenes iſt, das ſich die heulende Granate zum Sterben ausgeſucht hat. Dieſes Wiſſen hilft zwar nichts, denn der Eilſchritt des eiſernen Unheils iſt ſchneller als das Laufen des Menſchen, dem es zugedacht wurde.

Und doch hilft es!

Die Kunſt, das heulende Jauchzen des Todes noch in der Luft zu deuten, gibt Sicherheit, gibt Mut, gibt Übermacht über den Tod, denn das Ohr des Soldaten erlauſchte die Geſetze, nach denen ſeine Pranke um ſich ſchlug. Wenn das Heulen ſo war und nicht anders, dann konnte man nicht ſelbſt getroffen werden, dann waren andere an der Reihe, Kameraden wohl, aber immerhin andere, und nicht du ſelbſt.

Diesmal war der Melder an der Reihe.

Als der Leutnant ihn ſuchen wollte und zurückſchicken nach hinten, da war da, wo er gehockt, nur noch ein großer Trichter.

Es mußte ihm gerade auf den Kopf gegangen ſein.

„Davon hat er nichts gemerkt", meinte der Leutnant und ſprang vor einer heranheulenden Granate davon in die Dunkelheit.

Ein Gefreiter ſagte: „Wenn man nicht bei ſeiner Kompagnie iſt, hat man immer Pech! Melder ſein, iſt ein ſchlechtes Geſchäft."

Die Armee der Toten

Etat civil

Als der Krieg in den Novembertagen des Jahres 1918 sich ebenso jäh von jenen Ländern erhob, über die er sich vier Jahre vorher wie ein Adler mit stählernen Klauen gestürzt, ließ er ein ermordetes Land und trostlose Einsamkeit zurück.

Nur Tote blieben in diesem Land.

Unzählige Tote in zerrissenen Wäldern, auf einsamer Heide und kahlen Höhen, in Schluchten, Tälern und schweigendem Sumpf.

Nur das Grauen blieb bei den Toten, verkroch sich am Tage in dumpfe Stollen und geisterte im Mondlicht durch leere Gräben, über verlassene Trichterfelder und um starrende Drahtverhaue, die leise singend der Nachtwind durchzog.

Einen Winter lang lagen die Kampffelder der Westfront in unheimlicher, ödnisstarrer Verlassenheit. Kaum eines Menschen Fuß durchschritt das leere Land. Der Frühling des Jahres 1919 kam und gab nach vier Jahren der Verdammnis der zerrissenen Erde wieder Gras und Blumen.

Und Menschen kamen.

Bauern, die der Krieg von der Scholle vertrieben. Aber nicht alle kamen zurück, viele hatten in anderen Teilen Frankreichs eine neue Heimat gefunden und scheuten die Mühe, ihren Acker wieder in anbaufähigen Zustand zu bringen. Der Staat zahlte ihnen aus Reparationsgeldern gut bemessene Entschädigungen; da zogen sie es vor, sich in Gegenden anzukaufen, die der Krieg nicht heimgesucht hatte. Heute findet man zum Beispiel rund um Verdun viele deutschsprechende Landleute. Es sind Elsässer, welche die Gelegenheit wahrnahmen, sich für geringen Preis ein Anwesen zu kaufen, denn die alten Besitzer schlugen ihr Eigentum im ehemaligen Kampfgebiet billig los.

Verwegene Gesellen kamen. Leute aus allen Völkern Europas, die die Schlachtfelder nach verwertbaren Resten jeder Art durchstöberten. Sie sammelten Kupfer, Messing, Blei, Gewehre, verkauften die Metalle an Händler, die schnell in rohen Baracken ihre Ankaufsstellen eingerichtet

hatten, bis die französische Militärverwaltung diesen Handel und das Absuchen der Schlachtfelder verbot.

Aber noch heute trifft man in Buschwald und Heide Männer mit Spaten und Hacke, die nach Patronen, Kartuschen und Granaten graben.

Das waren die Armen, die sich von dem Abfall des Krieges nährten.

Und die Reichen aus aller Welt kamen.

Die Schlachtfeldbummler in Reiseautos und Lederdreß. Viel Mädchen und Frauen dabei. Sie hielten Picknick auf Grabendeckungen, auf denen in dunklen Nächten und kampfgellenden Tagen Männer ihr Leben gelassen, klaubten „Souvenirs" vom Boden auf und schleppten Stahlhelme und Gewehre als Trophäen in ihre Autos. Photographierten eifrig und fuhren davon. Gefühlshyänen des Schlachtfeldes.

Als der Frühling zaghaft über die Kampffelder schritt, rollten aus dem Innern Frankreichs dichtgefüllte Transportzüge mit Männern in zerschlissenen, feldgrauen Röcken an die Grenzen der alten Schlachtfelder.

Das waren die deutschen Kriegsgefangenen.

Wo die Bahnen zerstört waren, wanderten sie in dichten Kolonnen, mit ihrem armseligen Gepäck auf dem Rücken, durch das zerstörte Gebiet, umschwankt von den spitzigen Bajonetten ihrer Wächter. Bis man sie irgendwo mitten im Lande haltmachen ließ.

Sie bauten sich Baracken und mußten um ihr Lager einen hohen Drahtzaun ziehen, der sie von der Welt und der Freiheit absperrte. Frankreich hatte ihnen hauptsächlich zwei Arbeiten zugedacht: Das Sammeln und Sprengen zurückgelassener Munition und das Begraben und Umbetten der Toten; auch Gräben und Granatlöcher warfen sie zu. So entstanden die gefürchteten Sprengkolonnen und der „Etat civil".

Wohl jeden Soldaten wird die Frage bewegt haben, was aus den Toten geworden, die der Krieg auf den Kampffeldern und im Niemandsland zurückließ, als die Heere davongezogen waren.

Wer suchte sie? Wer fand sie?

Wer gab ihnen eine letzte Ruhestätte? Wer hob die vielen Einzelgräber auf Äckern und Wiesen aus und brachte die Reste der Gefallenen auf die Sammelfriedhöfe?

Das war der Etat civil.

Die Bezeichnung dieser Behörde — eine solche war es schließlich — war ihrer Aufgabe entlehnt; denn sie sollte die früheren „bürgerlichen Eigenschaften" der Toten feststellen, die einmal Soldaten gewesen. Also nach ihrer Heimat, ihrem Geburtsort und Schicksal forschen, um auch in die

bürgerlich-rechtlichen Verhältniſſe bei Penſionsregelungen für Hinterbliebene, Erbſchaftsangelegenheiten, Todeserklärungen und anderen rechtlichen Beziehungen mehr wieder amtlich beglaubigte Ordnung zu bringen.

Man ſtellte im Laufe dieſer ſchaurigen Arbeit viele als unbekannt beerdigte Tote ihrer Perſönlichkeit nach feſt, fand jahrelang als vermißt Gemeldete wieder auf und konnte ſo den Angehörigen Nachricht über das Schickſal eines Anverwandten geben, der verſchollen geweſen.

Man hielt gleichſam Heerſchau über die Armee der Toten.

Das war der Etat civil.

Aber er hatte noch ein anderes Geſicht, als dieſes praktiſch-amtliche, und das war grauſig.

In dieſes Antlitz ſchauten die Männer, die mit Spaten und Hacke über die Felder zogen, Tote ſuchten, in Friedhöfen und Maſſengräbern wühlten und die Reſte der Begrabenen nach Erkennungszeichen unterſuchten, um die Toten nach Feſtſtellung ihrer Identität auf die großen Sammelfriedhöfe zu bringen.

Während des Jahres 1919 waren es deutſche Kriegsgefangene und Anamiten. Später, als jene in ihre Heimat entlaſſen waren, ſetzten Marokkaner, Algerier und Madagaſſen dieſe Arbeit fort.

Grauſig war ſolche Tätigkeit, aber notwendig und eine Tat der Pietät. Denn jetzt ruhen viel tauſend Tote an geweihter Stätte, die vielleicht ſonſt niemand gefunden, deren Gräber ſonſt verfallen wären im Laufe der Jahre; der Pflug hätte ſie vielleicht eingeebnet, Wind und Regen die Grabhügel abgetragen, und die Natur würde Blumen und Gras über ſie gedeckt haben.

Aber wer vom Schickſal dem Etat civil zugeteilt wurde, der vergißt jene Zeit voll heimlichen, ſtumm getragenen Entſetzens nie, das aus Gräbern und Särgen emporſtieg, wenn auch der tägliche Umgang mit Leichen die Nerven abſtumpfte und die Seele ſtarr machte.

Sonderbare Menſchen wurden aus den Männern, die monatelang jeden Tag Tote ausgruben und wieder beerdigten. Zu harten Geſellen wurden ſie, die über das Grauſige nur noch verbiſſen lachen konnten, da ihre Nerven einer anderen Reaktion nicht mehr fähig waren. Denn man verlernt es auch, ſich tagtäglich zu entſetzen.

Dann entſtand jenes nervöſe, harte Lachen, das wie ein Schild gegen das Grauen gewandt war und doch ein geheimes, nie zu unterdrückendes Leid in ſich barg. Noch heute ſehe ich die Geſichter meiner Gefährten beim Etat civil vor mir, wenn ſie in die geöffneten Maſſengräber ſchauten, und ein gequältes Lächeln um ihre Mundwinkel zuckte.

Der Abschnitt unserer Abteilung lag längs der Stellungen zwischen Reims und dem Winterberg und zog sich von Sapignieul über die Höhe 108. Berry au Bac, Ferme de Choléra, Pontavert, Dreikönigshöhe bis an den Fuß des Chemin des Dames.

Es war eines der opferreichsten Schlachtfelder des Weltkrieges gewesen. Chemin des Dames . . . Berry au Bac . . . die französische April-Offensive des Jahre 1917, die dem General Nivelle, dem Verteidiger von Verdun, den Beinamen „Buveur de sang" — Blutsäufer — eintrug.

Hier arbeitete ich bei der Abteilung „Ferme de Choléra" des Etat civil. Unser Sammelfriedhof lag gegenüber der Höhe 108 bei Berry au Bac auf der Anhöhe, die steil zum Aisne-Tal abfällt. Friedhof von Moscou hieß diese Begräbnisstätte, und die französischen Toten liegen heute noch dort; nur die deutschen Gefallenen hat man später noch einmal ausgegraben und irgendwohin geschafft.

Das Lager dieser Abteilung stand an dem Straßenkreuz Laon—Reims, Guignicourt—Pontavert, dort, wo sich ehemals die heiß umkämpfte Ferme de Choléra erhob und wo heute ein Gedenkstein mit der Aufschrift „Den Toten der Sturmwagen" steht. Es waren Wellblechbuden, durch deren Ritzen der Wind pfiff, umgeben von einem doppelten Drahtzaun. Heute bietet dieser Landstrich einen anderen Anblick als im April 1919, als der Etat civil dort seine Arbeit begann. Das Schlachtfeld sah noch aus, als seien die kämpfenden Heere erst vor wenigen Stunden davongezogen, als müsse in der Ferne noch die Artillerie grollen.

Viele zerschossene Tanks lagen umher.

Gewehre, Handgranaten, Munition jeder Art fanden sich überall. Die Granattrichter waren noch tief und nicht zugefallen.

Jenseits der Straße am Miette-Bach standen noch zwei französische Feldgeschütze eingebaut. Es war wohl eine vorgeschobene Batterie gewesen: man hatte die Räder entfernt und die Lafetten auf starke Holzböcke gesetzt. Die Rohre schauten nach Juvincourt-Dammary.

Man konnte noch leichte und schwere Maschinengewehre finden, eingebaute Minenwerfer und französische automatische Gewehre mit dem halbmondförmigen Magazin. Das Miette-Flüßchen hieß bei uns der „Hasselbach", weil in dem Sumpfgelände der Miette, das durch das Granatfeuer entstanden war, das Grab eines sächsischen Soldaten lag, auf dessen Kreuz der Name Hasselbach stand.

An einem Sonntag Anfang April 1919 kam ich mit ungefähr zehn anderen Mitgefangenen zur Abteilung Ferme de Choléra des Etat civil. Es war auffällig, wie sorglos die französischen Wachmannschaften die

Gefangenen sich hier außerhalb des Lagers bewegen ließen, ganz im Gegensatz zu anderen Camps, wo die Handhabung der Wachvorschriften zu schikanöser Lächerlichkeit ausartete.

Später machten wir Sonntags richtige Tagesausflüge; uns hielten die ständigen „halbamtlichen" Versprechungen der Franzosen über den baldigst beginnenden Abtransport in die Heimat fest. Auf solchen Streifzügen wurde mit Gewehren und Handgranaten allerlei Unfug getrieben; einmal fanden zwei Gefangene in der einsamen Gegend am Fuße der Dreikönigshöhe einen gebrauchsfähigen leichten Minenwerfer. Sie schossen damit, und die Geschosse krepierten in der Nähe von Pontavert. Diese geheimnisvollen Einschläge gaben den wenigen zurückgekehrten Einwohnern Anlaß zu den absonderlichsten Vermutungen. Schon am ersten Tage sah ich das wahre Antlitz des Etat civil. Hinter unserem Lager zogen sich französische Schützengräben entlang, die im Halbkreis um die Choléra-Ferme liefen. Ich streifte außerhalb des Lagers umher und ging zufällig durch diese Gräben. Sie waren eine langgestreckte Totengruft. Zu vielen übereinander lagen hier französische Leichen, nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt, aus der Hände, Arme, Beine und Schädel ragten. Die Erddecke gab weich nach, wenn man darüber schritt. Der Führer unserer Abteilung, ein französischer Sergeant wollte nie in diesen Gräben mit der Ausbettung der Toten beginnen lassen, weil diese Arbeit selbst ihm als Zuschauer zu grausig schien.

Zu diesem Abschnitt des Etat civil gehörten mehrere größere Friedhöfe, die schon während des Krieges angelegt worden waren, und auf denen nunmehr die Umbettungen vorgenommen wurden. Der größte lag westlich der Straße Pontavert—Ferme de Choléra und war von den Franzosen angelegt worden.

Eine eigenartige Stimmung lag über diesem Land, das leer und tot in die Weite starrte, zerwühlt und zerrissen von den Klauen des Krieges. Niemand konnte sich von dem düsteren Eindruck losmachen, den dieses Land bot. Überall schwebte das Grauen und machte das Herz schwer und die Seele müde. Des Nachts lag eine unheimliche Stille über der Weite. Kein Hund bellte in der Ferne, kein Lokomotivpfiff kam durch das Dunkel, kein Wagen holperte über die Straße, kein freundliches Licht schimmerte durch die Nacht und zeigte die Wohnstätte friedlicher Menschen. Nur Nachtvögel schrieen ab und zu.

Der Wind ging leise heulend um unsere Baracken und blies durch die Ritzen; klapperte mit den Wellblechstücken und zog um bleiche Baumstümpfe und halbversunkene Grabkrenze.

Und am Tage begann die nervenaufreibende Arbeit.

Fünfhundert Meter längs der Straße nach Berry au Bac lag der Friedhof von Tarbes. In der Ferne ragen die Türme von Reims, nicht weit davon wächst die zerspaltene Höhe 108 empor. Trümmer und Dörfer waren ringsum, doch keines trug jenen Namen, den man diesem Friedhof gab. Denn Tarbes liegt weit im Süden von Frankreich in der Gascogne, wo immer Sonne ist, Wein wächst, Palmen sich wiegen, und wo niemals Krieg war. Waren auch viele der Toten, die man hier oder sonstwo im Norden von Frankreich in der Erde barg, namenlos, war auch die Stätte, wo sie nun ruhen, mitten im weiten Feld gelegen, nun wurde sie zum Lande der Toten und erhielt einen eigenen Namen.

Wo sich darum in der Heide, im zerspellten Wald oder auf abgetragenen Hügeln, ganz fern von allen Menschen und Häusern, schwarze und weiße Kreuze fanden, da stand auf einer Tafel der Name der Stadt geschrieben, die irgendwo fernweit liegt und dieser Friedstätte der toten Soldaten ihren Namen lieh.

Mitten im Felde, wo vordem Brot wuchs, umgab niederer Stachelzaun den Bereich der Gräber. Von dem Lande, das den Lebenden gehörte, trennte die Toten stacheliger Draht. Vielleicht hatten ihn manche von denen, die jetzt dort ruhten, in Nächten unter dem erdspaltenden Gebrüll der Granaten in Bündeln nach vorne getragen. Wollten damit die Heimat zäunen gegen den Feind — sie, die selber mit ihren Leibern lebendiger, nie zerstörter Zaun waren, entlang dem Lande des Niemand.

Aber der Tod nahm ihnen die spitzzackige Drahtrolle von der Schulter und hieß sie sterben. Da lagen die Drahtrolle und der Mann, der sie getragen, nebeneinander. Den Toten nahm die Erde zu sich, und den Draht spannten andere Männer rings um ihn.

Und so spielte der Wind in schneeverwehten Winternächten an den stachelbewehrten Drähten, die sich die Toten einst, als sie noch lebten, selber herbeitrugen. Er beugte im Frühling und im Sommer die weißblühenden Winden, die an ihm emporrankten, und trieb die abgefallenen Blätter des Mohns durch seine Lücken auf das Feld hinaus. Denn immer wächst viel wilder Mohn dort, wo Gräber sind, rotglühende Felder weithin.

Am Eingang, neben dem Schild, auf dem geschrieben stand: „Cimetière de Tarbes", ragte ein großes, grobgehauenes Kreuz aus Stämmen, wie der Wald sie gibt. Und dann reihten sich viel einzelne Gräber mit schwarzen Kreuzen darauf, darunter ruhten unsere toten Brüder; und andere mit weißem Holzmal, das waren Franzosen. Schön war diese Friedstätte; einsam und Andacht heischend lag sie im weiten Feld, von Blumen überblüht.

Weit träumte das große Holzkreuz ins Land und ſchaute nach den fernen Höhen des Chemin des Dames und in das Tal der Aisne.

Aber der Etat civil kam, nahm die Toten von der Ruheſtätte fort und machte den Friedhof dem Boden gleich.

Es gab noch mehr ſolcher Friedhöfe dort, die heute verſchwunden ſind, und an dem Ort, wo ſie lagen, wiegen ſich nun Kornfelder.

Da war der Friedhof von Lunéville.

Der Kriegsſturm hatte dem Herbſtwind gleich, der welke Blätter über das Land wirbelt, Tote aller Nationen auf dieſem Fleck Erde zuſammengefegt, und nun ruhten hier Männer nebeneinander, die im Leben durch Art und Raſſe und Erdteile getrennt geweſen.

Eine Reihe von Doppelkreuzen der ruſſiſchen Kirche war da, mit Namen darauf, wie man ſie fern in Sibirien kennen mag: Ruſſiſche Gefangene, die hier ſtarben und von den Deutſchen beerdigt wurden. Daneben waren Kreuze ohne Namen und ohne Jahreszahl.

Schmale, ſpitzzulaufende Bretter waren da, die an den Seiten halbkreisförmige Einbuchtungen trugen, das waren Mohammedaner geweſen: Dergian Aiſſa, 7. Tirailleurs algériens, Mohammed ben Bouzema, Mohammed abd el Kadr und noch viele ſolcher Namen vom Rande der Wüſte und den Hängen des Atlas.

Und Männer lagen hier, die ihr Leben für fünf Centimes pro Tag verkauft hatten. Männer, deren harte Augen in heißflimmernder Sonne zum Fernenrand der Sahara geſchaut, die den Buſchwald Madagaskars durchſtreift und in Anam und Tonkings Fieberſümpfen gehauſt: Fremdenlegionäre.

Dort ein Kreuz: Peter Seiler, Premier régiment de marche de la légion étrangère.

Vielleicht auch einer deutſchen Mutter Sohn, den ein irres Schickſal in fremde Reihen warf. Auf dem Hügel lag der Stahlhelm, braunglänzend, der vorn ausgeprägt das Bild einer Sphinx trägt. Peter Seiler ſtarb unter dem Zeichen der Sphinx, wie er heimatlos und vergeſſen kämpfte unter dem fremden Wahlſpruch: Valeur et Discipline — Tapferkeit und Manesmut.

Nichts ſtand hier geſchrieben von Ehre und Vaterland: Es waren Fremdenlegionäre, die vor der Stirn das Bild der Sphinx trugen.

So lagen viele Männer dort, deren Namen in eine ferne Heimat deuteten, die ſie irgendwann verloren: Watſon, Goidaneff, Michalski, Johann Rippert, Blondina Bellamy, Andrej Sarapata, Matthias Solſona.

Dieſer letzte Name blieb beſonders in meinem Gedächtnis. Als wir den Sarg des Legionärs Solſona aus der Erde hoben und ihn öffneten, lag

ein großer, ſchlanker Mann darin mit einem Spitzbart und welligem, dunklem Haar über einer hohen, ſchmalen Stirn. Genau zwiſchen den Augenbrauen an der Naſenwurzel war ein kreisrundes Loch, ein Schuß, der ausſah, als ſei er ſcharf aus nächſter Nähe gezielt geweſen. Hatte der Zufall dieſen Treffer ſo genau abgezirkelt durch das Haupt dieſes Mannes gejagt? Er hatte nichts bei ſich, als zwei in fremder Sprache geſchriebene Briefe in einer Wachstuchtaſche. Der eine Briefumſchlag hatte den Poſtſtempel Colomb-Béchar, des Standortes der Légion saharienne.

Aber der tote Legionär Philippo Morro, der daneben ruhte, hatte genau denſelben Schuß zwiſchen den Augenbrauen.

Barg ſich hinter dieſen beiden gleichen Schüſſen ein Spiel des Zufalls oder ein längſt vergeſſenes Drama?

Das Grab dieſes Matthias Solſona fand ich nun, viele Jahre ſpäter, auf dem Cimetière de Moscou wieder. Aber da ſah ich, daß das Vergeſſenwerden ſchon um dieſe Toten ſchwebt: Auf dem Kreuz, das wohl ſpäter erneuert worden war, ſtand nunmehr „Solſonna Thomas".

Aus Matthias war Thomas geworden, der Name ſelbſt hatte ein „n" mehr erhalten: Das lag wohl an der franzöſiſchen Weiſe, den Namen ſo auszuſprechen.

Solſona mochte wohl ein Mann von ungefähr dreißig und mehr Jahren geweſen ſein, denn er war Korporal und das bedeutet zehn Jahre Legion. Nach ſeiner jetzigen Grabſchrift ſollte er zwanzig Jahre alt geweſen ſein, als er fiel; denn er war nun in die Jahresklaſſe 1917 verſetzt worden. Er war nach ſeiner früheren Kreuzinſchrift im Jahre 1917 gefallen; vielleicht gab dieſe Angabe Anlaß dazu, Matthias Solſona zwanzig Jahre alt ſein zu laſſen. — Einen wehmütigen Gruß dir, Matthias Solſona, du toter Legionär; ich kannte dich nie, doch du wurdeſt mir zum Sinnbild menſchlichen Schickſals, das uns irre Wege führt, und du gehſt in das Reich des Vergeſſens ein, wie wir alle.

Links vom Eingang lag hinter dem großen Holzkreuz ein Maſſengrab. Zwei Fuß über den rundlaufenden Pfad war die Erde angehöht. An dem Schmalende war eine Grube. Man grub das Grab zu groß, denn der Tod war großmütig und ging davon, bevor es gefüllt war. Am Rande ſteckten in Abſtänden von einem halben Schritt Holzpflöcke in der Erde. Auf jedem einzelnen war ein Schildchen aus Blech oder Blei feſtgenagelt. Meiſt waren es Erkennungsmarken. Regiment, Name und Heimat ſagten, daß hier Bayern lagen. Wieviel? Zweihundert etwa in einem Grab.

Und von jedem Pflock, auf den ein Namensſchildchen genagelt war, ging ein Draht in die Erde und war unten dem Soldaten um das Handgelenk

gebunden, ihm, dem einſt der Name war, der oben noch geſchrieben ſtand. Zweihundert Drähte gingen ſo in die Erde, faßten zweihundert Soldaten bei der Hand.

Und wenn der Wind von Oſten kam, von Deutſchland herüber, dann brachte er mit ſich das Gedenken der Mütter, der Väter, der Frauen und Bräute. Leiſe klirrte dann der Wind um das loſe Ende des Drahtes an dem Pflock, trauernd und grüßend zitterte die gedenkende Liebe hinein in die Erde bis dorthin, wo der Draht das Handgelenk des Toten umfaßt hielt.

Aber der Etat civil hob auch dieſe Friedſtätte auf und brachte die deutſchen Toten kilometerweit fort, irgendwohin, wo nur Deutſche ruhen.

Überall habe ich ſpäter in Frankreich dieſe Trennung nach der Volkszugehörigkeit gefunden, und es war mir, als ſchwele noch ein Fünkchen Haß mit bei dieſem Tun. Das Wort „Im Tode ſind alle gleich" galt für den Etat civil nicht.

Und doch hatte das im Tode verſöhnende Schickſal Männer, die es im Leben und im Kampf zu Feinden beſtimmte, oft genug nebeneinander in dieſelbe Grube gelegt.

Warum ließ man ſie nicht beiſammen?

Quo fata vocant

Eines Abends, da die mattrote Sonne hinter den Aisne-Höhen verſunken war und die Schatten der Nacht das einſame Land zu decken begannen, ſtand Aubéry, der franzöſiſche Sergeant, neben mir am Lagereingang und ſpielte mit einem Goldſtück, das er an dieſem Tage bei einem toten Soldaten gefunden hatte. „Voyez" . . . ſagte er. Er wollte wiſſen, ob der Kopf auf der Münze „Le Kaiser" darſtelle.

Ich ſagte, es würde wohl ſo ſein.

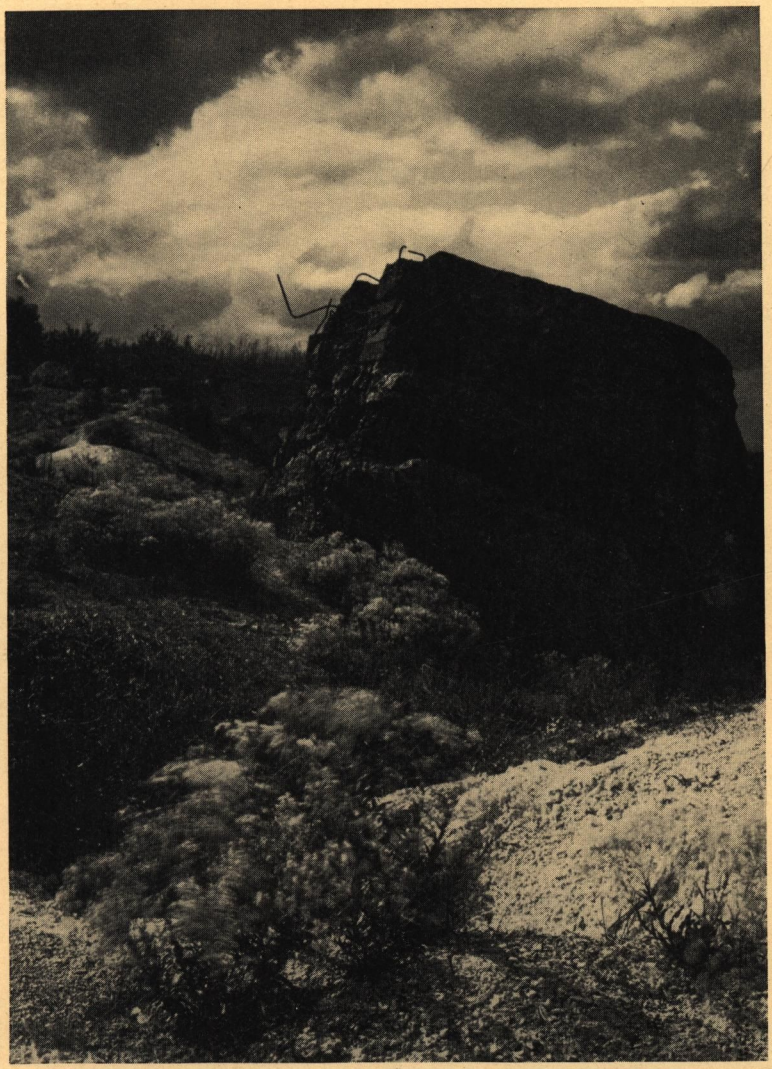
Und dann wollte er drei ſeltſame Worte überſetzt haben, die er in Metall geſchlagen bei einem Toten in Khakiuniform gefunden hatte, der neben dem Mann mit dem Goldſtück lag.

„Man weiß es nicht, vielleicht gehörten die beiden doch irgendwie zuſammen", ſagte Aubéry und ſchaute in die ſinkende Nacht.

„Sonderbar", brummte er noch und ging davon.

Wer mag es wohl geweſen ſein, der jenem Gefallenen das Goldſtück gab.

Vielleicht die Mutter.



BERRY AU BAC
Auf der weißen Totenhöhe 108 ließ der Krieg nur diesen Betonunterstand unzerstört.

DAS ZWISCHENWERK THIAUMONT VOR VERDUN

liegt unverändert so, wie der Krieg es zurückließ. Am 4. Juli 1916 vom 6. Garde-Regt. zu Fuß genommen, sperrte es die Flanke der Douaumont-Stellung gegen die «Kalte Erde» und verriegelte die Weinbergschlucht. Das Werk wechselte sechzehnmal den Besitzer.

(Links)

DEUTSCHES GESCHÜTZ

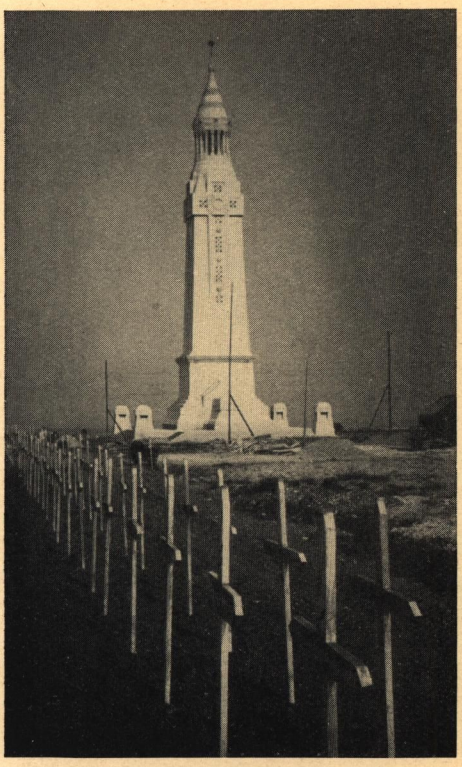
Kriegsandenken und «Privateigentum» des Kätners Herrn Thomas Marzeaux in Beaumont-Hamel (Somme)

(Rechts)

RESTE AUS DER TANKSCHLACHT BEI CAMBRAI

Am 20. November 1917 griffen mehr als 200 englische Tanks die deutschen Stellungen der Hindenburg-Linie vor Cambrai zwischen Bourlon und Masnières an. In dem englischen Heeresbericht jener Tage wird ein preußischer Leutnant genannt, der, mit seinem Geschütz in erster Linie stehend, sechzehn englische Sturmwagen zerstörte; er fiel, da er ablehnte, sich zu ergeben.

(Links)



AUF DEM GIPFEL
DER LORETTO-HÖHE
steht ein Turm mit einer großen «Ewigen Lampe». Vorn die ersten Kreuzreihen des Friedhofes, auf dem 35 000 Franzosen liegen.

DAS
TYPISCHE KRIEGERDENKMAL
wie es heute in jedem Dorfe des ehemaligen Kampfgebietes zu finden ist. Im Hintergrund ein Wasserturm.
Longueval, Somme-Schlacht 1916.

UNTERSTAND IM PRIESTERWALD

DER AISNE-KANAL
BEI BERRY AU BAC
In der Ferne der Höhenzug
des Chemin des Dames.

DERSELBE BLICK
von der Höhe auf die Trümmer von Berry au Bac im Sommer 1916.

An irgendeinem troſtloſen Abend, da der Wind Regen unter die ſchützende Halle eines Bahnſteiges trieb — fern in Deutſchland.

In dieſer Nacht, kurz vordem der Sohn fortfuhr nach Weſten, wo der Krieg das Land fraß und die Menſchen, gab die Mutter ihm das Goldſtück.

Sie ſagte auch etwas, aber ihre Tränen deckten einen Schleier über den Sinn. Lange hatte ſie die Doppelkrone mit dem Bild des jungen Kaiſers bewahrt, vieles Geſchehen war an ihr vorübergegangen, und wo ſie war, da ſchien das Glück zu ſein. Darum gab die Mutter ſie dem Sohne mit hinaus.

Und einen Tag darauf rollte ein Transportzug langſam durch Frankreich, manchmal hielt er auf freier Strecke.

Leichter Nebeldunſt ſchwebte ſilbern um die hohen Pappeln an den Landſtraßen, die ſchnurgerade dahinzogen.

Kleine Ortſchaften mit geduckten, ſtillen Häuſern lagen an der Bahn, Herdrauch ſtieg aus den Schornſteinen, alles ſchien friedlich im bläulichen Nebel zu ſchlummern. Die Sonne ſchimmerte matt.

Der junge Soldat war aufgeregt, innerlich geſpannt auf das Kommende; dazwiſchen war ein gewiſſer Stolz, daß er nun ins Feld zog.

Die Mutter hatte kaum ein Wort geſagt. Die Angſt um den Sohn war in ihrem Blick. Er dachte nicht gern daran zurück. Dann wurde ihm das Herz ſo ſchwer und bang.

Jetzt lagen auf der linken Seite die brandgeſchwärzten Ruinen eines Dorfes. Mitten im freien Acker ſtanden einige Kreuze.

Das Land war hier kaum beſtellt. Öde und mit Unkraut bewachſen dehnten ſich die Felder.

Ein fremder, kalter Schein lag über der Erde. Er fühlte: das war ein anderes Land, ein anderes Volk. Aber ſehen konnte man es nicht, dies hätte auch Norddeutſchland ſein können. Nur die langen Reihen der Pappeln waren ihm ein ungewohnter Anblick. Dort drüben eine Kirche mit zerſchoſſenem Turm. Krieg . . .

Der Zug fuhr ſchneller. Der frühe Abend dunkelte langſam und kalt über das Land.

Matt beleuchtete Stationen kamen aus der Nacht, huſchten vorbei. Die Kameraden redeten laut und lachten viel und ſchnell.

Manche aßen. Schauten vor ſich hin und kauten faſt ſtumpfſinnig.

Ein Geruch von Leder und Menſchen war in dem Abteil.

Von den Gepäcknetzen baumelten die Riemen der Torniſter im Rhythmus der Fahrt hin und her.

Ein Gefreiter ſagte: „Na, ihr werdet die Naſenlöcher ſchön aufſperren! Ich muß jetzt zum zweitenmal raus . . . Kenne den Rummel! Andere drücken ſich auf Schreibſtuben herum, und unſereiner muß gleich wieder raus in den Schlamaſſel. Meine Wunde iſt kaum vier Wochen heil."

Der junge Soldat ſah ſich den Mann genau an. Ein hartes, etwas grobes Geſicht, aber kluge Augen. Die Feldmütze mit dem Reſervekniff ſaß ihm ſchräg auf dem Kopf. Das Band des Eiſernen Kreuzes war breit und faſt kokett ausgezogen. „Na," ſagte nun einer in das Schweigen, „ihr Aktiven meint, ihr hättet das Vaterland allein gerettet."

Der Gefreite ſah den jungen Kerl erſtaunt an. Der bekam einen Diſziplinſchauer. Und da hielt es der alte Frontſoldat unter ſeiner Würde, dem jungen Dachs zu antworten.

Er ſagte nur laut: „Wir haben Schloß Hooghe geſtürmt und Zanvoorde . . ." und er lehnte ſich zurück.

Da ward es ſtill im Abteil.

„Wo wir hinkommen, iſt überhaupt eine beſchiſſene Stellung," nahm der Gefreite nach einer Weile wieder das Wort. „Warum?" frug der Junge mit dem Kindergeſicht und griff unbewußt nach ſeinem Bruſtbeutel, wo er das Goldſtück trug.

Der Gefreite ſtützte beide Hände mit den Fingern nach innen auf die Schenkel und drehte ſich langſam zur Seite.

„Frage . . ." ſagte er. Damit war der andere für ihn erledigt.

„Ja," fuhr er fort, „dort ſollen Engländer ſein, das iſt ſo'ne eigene Sorte. Schießen können die Kerle wie der Teufel. Wenn man nur die Naſenſpitze ſehen läßt, dann hat man eine weg! Und wenn man an ſie rangeht, dann laſſen ſie ſich im Graben totſchlagen. Sie laufen einfach nicht weg!"

Der Zug rumpelte gleichmäßig durch die Nacht. Die kleine Gasflamme brannte trübe.

„Wird in unſerer Stellung viel geſtürmt?" frug einer

Der Gefreite kratzte ſich die Bartſtoppeln und machte ein Geſicht, wie ein Unteroffizier beim Korporalſchaftsappell. „Das kommt drauf an . . . ſchließlich müſſen ſie doch mal rausgeſchmiſſen werden!"

Dann war es lange Zeit ſtill.

In der Ecke ſchnarchte einer.

Der Gefreite faltete die Hände über den Leib und ſchloß die Augen. Bald ſank ſein Kopf vornüber und pendelte bei den Stößen des Wagens regelmäßig hin und her.

Der junge Soldat ſchaute durch die trübe Fenſterſcheibe in die Nacht draußen. Seine Gedanken fanden nirgends Halt und Ruhepunkt.

Verwirrte Vorſtellungen aller Art ſchoben ſich auf und nieder.

Wie das Leben im Schützengraben ſein würde, davon hatte er ſich noch nie eine rechte Vorſtellung zu machen geſucht. Zwar hatte er viel gehört von den Leuten, die draußen geweſen waren, aber das waren alles Worte, die kein Bild gaben. Und immer war es ihm vorgekommen, als ſprächen dieſe Leute nicht ganz die Wahrheit, als fehle ihnen die Möglichkeit, alles ſo darzuſtellen, wie es in Wirklichkeit geweſen war.

Manche renommierten wohl auch ein wenig.

Nur einmal hatte ein junger Einjähriger, der von einer Verwundung geheilt, zum Erſatzbataillon gekommen war, bei einem Geſpräch geſagt: „Es iſt furchtbar, ich begreife kaum, wie Menſchen das ſo lange aushalten können.“ Dabei hatten die Augen des Mannes einen eigenartigen, angſtvollen Glanz.

Aber damals verſtand er ihn nicht. Die ganze Zeit, ſeit er den feldgrauen Rock trug, war der Grundton ſeines Weſens auf etwas Abenteuerliches geſtimmt geweſen. Nur die Mutter hatte, wenn er davon ſprach, ſtille Augen bekommen und war hinausgegangen. Beſonders waren die Gedanken an den Schützengraben ſtets von etwas Geheimnisvollem, von dem Schein ſonderbarer Erlebniſſe und einem gewiſſen Stolz umwittert.

Jetzt war es aber auf einmal ganz anders.

Er ſchaute zu dem ſchlafenden Gefreiten hinüber. Lange.

Dann gingen ſeine Augen über die Geſichter der jungen Erſatzreſerviſten, die ſeine Kameraden waren, mit denen zuſammen man ihn ausgebildet hatte. Da überkam ihn ein faſt trauriges Erſtaunen, ein Sehen, das in Zuſammenhänge drang, die er ſonſt nur ganz fern gefühlt.

Die Geſichter der jungen Leute erſchienen ihm wie weiße, nichtsſagende Blätter. Das waren Geſichter ohne Inhalt. Dumm die einen, gleichgültig oder auch intelligent die anderen. Aber das Geſicht dieſes ſchlafenden Gefreiten war ſo ganz anders. — Lange ſchaute der junge Soldat darauf. Die Mütze war dem Mann tief auf den Hinterkopf gerutſcht, hell fiel das Licht der Abteillampe auf ihn, zeichnete in ſcharfen Verſchattungen jede Linie, jedes Fältchen.

Der Schlaf hatte die Muskeln des Geſichtes gelöſt, und die geſchloſſenen Augen gaben den Zügen eine düſtere Lebloſigkeit. Das war der wahre Seelenausdruck dieſes Mannes, in dieſes Geſicht war etwas eingeprägt, was fremd und faſt unheimlich erſchien.

Zwei leichte Falten gingen von den Flügeln der geraden Naſe zu den Mundwinkeln. Der Mund war wie in einem feinen Schmerz etwas herabgezogen. Die eine Ecke etwas tiefer als die andere. Das gab dem Geſicht den Zug eines ganz geheimen, tiefen Leidens. Nicht der Ausdruck eines Schmerzes — der überwundenen Leides war es. Als habe dieſe Seele für immer ein Grauen in ſich aufgenommen. Die herabgeſunkenen Augenbrauen machten das Geſicht müde . . . müde des Leides, von dem der ſtumme Mund ſprach.

Das ſah der junge Soldat mit einem Gefühl ſtaunender, dumpfer Angſt. Aber er wußte nicht, was es bedeutete. Seine Mutter fiel ihm ein. Später ſah er viele ſolche Geſichter. Viele. In Stollen und Granattrichtern. Der Tod hatte dieſen Menſchen mit grauenvollem Hohnſchrei ſeinen eiſigen Atem ins Antlitz gehaucht . . . draußen im Ziſchen und Berſten der Granaten, im unbarmherzigen Hämmern der Maſchinengewehre, gegen die ſie anliefen. Da hatten dieſe Geſichter jenen geheimnisvollen Zug erhalten, der ſo ſchwer zu erkennen und doch immer da war.

Später, als der Krieg dieſen Jungen geſchüttelt, gequält und in ſein Kindergeſicht jene ſelben Falten geprägt hatte, vor denen es ihm auf ſeiner Fahrt ins Feld gegraut, ging er einmal die Front einer Kompagnie neuen Erſatzes entlang.

Und ſofort kannte er die Geſichter der Männer heraus, die ſchon im Felde geweſen und jetzt unter die jungen Soldaten gemiſcht waren.

Da mußte er an jenen ſchlafenden Gefreiten im Transportzug denken.

Und wenn ſeine Gedanken dann zurückgingen zu ſeiner Mutter, dann griff er nach dem Goldſtück in dem Beutel auf ſeiner Bruſt, und ein Lächeln ging über ſein Geſicht — Glück ſollte es ihm bringen.

Aber da draußen, wo die Menſchen ſich hineinbohrten in die Tiefen der Erde vor dem plärrend einherfahrenden Tod, dort galt Gold nichts, dort galt nur Eiſen.

Und doch war die Kugel, die der kanadiſche Schütze an jenem Spätnachmittage bei ſchon ſchlechtem Büchſenlicht hinüberſchickte, eigentlich genau auf die Stelle gerichtet, wo dieſer Soldat im Bruſtbeutel das Goldſtück trug. Nur durch die Dämmerung und aufziehende Nebelſtreifen kam es, daß der Mann von der kanadiſchen Diviſion ein wenig Vollkorn nahm, und ſo rutſchte der Schuß um ein geringes nach rechts oben und traf den auf der drüberen Seite gerade über dem Herzen.

Da griff er, einen Finger noch in dem Abzug des eingezielten Gewehres, nach dem Schmerz in der Bruſt, und ſeine Hand fühlte das runde Stückchen

Metall in der Lederhülle, das vordem immer Glück gebracht hatte. Er dachte an die regennasse Nacht auf dem Bahnsteig, an seine Mutter und ihren Glauben an dieses Gold. Der Gedanke tat ihm weh, und nun stach es wieder so schneidend durch die Brust.

Und ihm war, als müsse er das blanke gelbe Stück noch einmal in der Hand halten. Darum zog er die Hand, die schon müde war und auch etwas taub, aus dem Bügel des Gewehres, kam dabei an den Abzug, und der Schuß blaffte über das dämmernde Land. Dann taumelte er, denn der Graben fiel schräg ab und die Lehmbrocken waren glitschig von dem vielen Regen.

Drüben in dem anderen Graben aber lag der Schütze aus Kanada, der trotz der kurzen Entfernung rechts oben geschossen hatte, mit einem kleinen schwärzlichen Kreis über dem Auge, der sah aus wie ein Loch. Dies war der Schuß, den der deutsche Soldat noch löste, zuletzt, als er nach dem Stück griff, das ihm seine Mutter gegeben hatte, damit er es auf der Brust trage.

Dann trug der Krieg die Soldaten von diesseits auf der Welle eines Angriffs weit vor, hinein in die große Heide. Tage darauf kamen Sanitäter und legten zu dem Kanadier, der da ganz allein mit seinem kleinen Kreis über dem Auge in einem Grabenstück lag, noch einen anderen Soldaten. Dann taten sie, da es sehr eilig war, etwas Erde darauf und hingen oben einen Stahlhelm auf ein Stück Holz.

Nicht viel später zog der Krieg fort, Jahre vergingen, und der Friede kam wieder. Und wo ein Berg gewesen, da war nun Ebene, und wo einst Wald stand, dort waren nur noch Steine und Stümpfe, alles zerfetzt, zerkaut, wie von einem Riesenmaul. Überall wuchsen Blumen, soviel wie man vordem nie gesehen, blühende Felder weithin.

Und der wehende Wind ging einsam Nacht und Tag über die zerspaltene Erde, schlüpfte in dumpfe Unterstände und kräuselte tief unten am Boden das Grundwasser. Der Wind fuhr an den vielen Kabeldrähten längs, die jetzt ohne Sinn an Stangen und Pfählen hingen, wackelte an schwarzgemalten Schildern, die einem zerfallenen Graben Namen gaben; zwängte sich dann durch die Löcher eines zerschossenen Tanks, strich drinnen über eine blankgebleichte Stirnwölbung, rüttelte an dem Benzinhebel und schwang eine Schutzklappe hin und her, daß sie laut in ihren Angeln schrie.

Dann schlich der Wind durch tiefe Gräben, immer um die Ecken der Brustwehren herum und blies zwischen die Fugen der Gewehre und der Schießmaschinen, die noch dastanden, als müsse gleich eine Hand sie greifen, feine Nebeltropfen, damit sie rosten müßten und zerfallen.

Und als er am Ende des Grabens war, stand oben gleich hinter dem Felde der Mond und wies den Wind zur Ruhe. Der fuhr noch ein wenig am Boden umher, schlug klappernd den Stahlhelm über dem Hügel gegen das morsche Holz und verschwand in dem Tal, wo der Sumpf ist.

Dann war Stille ringsum, und nur der Mond schaute auf alle Dinge, um die vorhin der Wind gegangen, zitterte durch eine Dunstwand mit gelblichen Strahlen auf dem Helm, der da hing und Kunde gab von einem Schicksal, deren es so viele gibt dort drüben in dem toten Lande.

Als die Blumen verblüht waren, die so üppig wachsen zwischen Stollen und Gräben und auf den Hügeln, kam an einem nebelgetränkten Vormittag ein Leiterwagen die Straße herauf. An dem einen Holm hing, von ungelenker Hand gemalt, ein Schild, auf dem geschrieben stand „Etat civil". Fröstelnd hockten drei Anamiten, Söhne Indochinas, die nicht größer wachsen als bei uns die Schulbuben, auf zwei schmalen langgestreckten Kästen und hielten Spaten zwischen den Knien. Hinten ließ der Sergeant die Beine baumeln und zerkaute den Rest seiner Zigarette. Neben ihm stand schräg gelehnt der alte Bauer und schaute über sein Feld, das sich jetzt schon wieder fast geglättet von der Straße hinzog zu den Weiden unten am Sumpf. Mit Mühe quälte sich der Maulesel den kleinen Berg hinan, und der Stoß der Räder klang weit hinein in die Ferne. Ein Zuruf des Alten, und sie bogen von der Straße ab auf das Feld.

„He, Sergeant, dort," der Alte streckte weisend die Hand, „gerade in der Mitte, da liegen sie!"

Der Sergeant wandte gleichmütig den Kopf. Seit vielen Monaten grub er. Tag für Tag zog er mit dem Maulesel, einigen deutschen Gefangenen oder mit den Anamiten und Kästen auf dem Wagen durch das Unkraut der Felder, stieg mit hohen Beinen über zerwirrte Stacheldrahtverhaue, sprang über breit in das Land gerissene Gräben. Dann suchte er, wo ein Stahlhelm lag, vorn aufgestützt durch eine Blechbüchse, oder wo eine Flasche, mit dem Hals im Rasen steckend, in ihrer gewölbten Bodenschale den Tau bewahrte bis in die hohen Mittagsstunden. Wo ein Gewehr mit dem Lauf in die Erde gerammt war oder ein grobgehauenes Kreuz zwischen Busch und Kraut von ferner Heimat träumte.

Das alles tat er wie damals hundert andere, um an einer Blechmarke Heimatzeichen zu finden, damit aus einem unbekannten Soldaten ein Sohn werde, einer bestimmten Mutter teurer Sohn.

Noch immer wies der Alte mit der knochigen Hand die Richtung: „Ich will nicht, daß mein Korn auf ihrem Grabe wächst," sagte er sinnend,

„und später jemand achtlos den Pflug darüber führt, und sie so vergessen werden. Es waren brave Jungens, sie alle . . .“

Der Wagen hielt, und sie sprangen herab. Da stand noch der Pfahl mit dem Helm darauf, wie ihn die Sanitäter eingesteckt hatten, wenige Nächte darauf, nachdem der Schütze von der kanadischen Division in der nebelnden Dämmerung etwas rechts oben geschossen hatte.

„Ihr müßt ein wenig schnell machen,“ sagte der Alte und reichte dem Sergeanten seine lederne Flasche mit dem Wein, „nachher kommt die Kolonne und sprengt mir die Blindgänger aus dem Acker.“

Dann schaute der grauhaarige Mann auf den kleinen Hügel mit dem Helm, blinzelte ein wenig mit den Augen und ging mit schweren Schritten hinauf zur Höhe. Der Sergeant schaute hinter ihm her und verstand den Alten, den das Sinnen ankam und die Erinnerung an eigenen Schmerz, wenn er solch einen Hügel sah.

Dann wandte er sich und fuhr die Anamiten an mit einem Fluch, der kein Ende nahm. Da griffen sie ihre Spaten und begannen zu graben, rundherum zuerst. So stachen sie die Erde und schürften die Stollen zur Seite. Der Sergeant ging fort, dem Winde entgegen und rollte sich eine neue Zigarette. Und als er wiederkam, waren die drei zu Ende mit ihrer Arbeit, und in den Sargkästen lag, was sie gefunden in der Erde. Er ließ sich seinen Haken reichen und tat seine Pflicht.

Unter dem zermürbten grauen Tuch lag nahe dem Boden des einen Kastens zerschrumpft ein Lederbeutel. Aubéry, der Sergeant, hakte danach und balancierte ihn auf den zur Seite liegenden Deckel des Kastens. Mit der einen Fußspitze hielt er ihn an einer Ecke fest und riß dann mit einem kräftigen Ruck seines Eisens die übergeschlagene Lederkappe auf. Da aber die beiden Teile des Druckknopfes sich fest ineinander verfressen hatten, so riß das Leder und bekam ein kleines Loch. So rund, wie das im Kopfe des anderen, der nebenan im Kasten lag.

Dann griff der Sergeant mit spitzen Fingern nach dem Goldstück, rieb es ein wenig auf seinem Ärmel und betrachtete es von vorn und von der Rückseite. Mit einem Seitenblick auf die Anamiten, die von ihren Dschungeln schwatzten, ließ er es in die eine Rocktasche gleiten. Darauf suchte er bei dem anderen Kasten, in dem Fetzen bräunlichen Tuches lagen, zwischen denen es ab und zu weiß schimmerte wie Elfenbein.

Da klirrte etwas . . . er hing die Zigarette in den Mundwinkel und angelte das Stückchen Stoff mit dem dunklen Metallstück heraus. Eine

Achſelklappe war es und darauf gezogen eine Spange aus Metall, der Form des Tuches entſprechend mehr breit als lang.

Der Sergeant riß den zerrotteten Fetzen heraus und rieb den Schieber an dem Ärmel blank, wie vorhin das Gold. Dann betrachtete er ſeinen Fund: Ein rechteckiger Metallrand lief ringsum, ließ links und rechts ein kleines Feld frei, durch das vordem das Tuch geſchienen hatte, und trug mit zwei ſchmalen verbindenden Brücken in der Mitte eine Art Münze. Aubéry, der Sergeant, holte einen Nagel aus der Taſche, kratzte die feuchte Erde aus den Vertiefungen und betrachtete aufmerkſam die ausgeſchlagene Prägung: „Ah, la la", ſagte er leiſe, und die Zigarette fiel dabei auf den Kaſtendeckel, „Saint George." Deutlich erkannte er den Kopf, Pferd, Lanze und den Drachen. Und darüber ſtand im Kreiſe etwas geſchrieben. Der Sergeant drehte den Metallſchieber langſam von links nach rechts, wie die gerundete Umſchrift lief: „Quo . . ." las er, „fata . . . vocant . . ." und der Ton fiel auf die letzte Silbe.

„Quo fata vocant," ſprach er noch einmal, und darunter ſtand, „Canadian Division". Er ſchüttelte den Kopf und ſchaute auf die Käſten, in denen da etwas Braunes lag und dort etwas Graues; zwiſchen den Stofftrümmern aber glänzte es hell wie Elfenbein. Sein Blick fiel auf den eingeſchrumpften Lederbeutel mit dem runden Loch in der Deckelklappe, da, wo der Druckknopf ausgeriſſen war. Nun lag der Beutel leer auf dem weißen Tannenholz.

Der Sergeant kniff das eine Auge ſchmal, weil ihm der Zigarettenrauch hineinſtieg, ſchnippte mit ſeinem Finger an die rechte Rocktaſche, daß es aufklang, das war das Stück Gold. Unvermittelt fluchte er den Anamiten in die Ohren, daß den kleinen Männern die trockenen Reisbrocken, an denen ſie geruhſam kauten, im Halſe ſtecken blieben. Wieder ſchaute Aubéry auf den leeren Beutel, dann blieb ſein Blick haften an der bronzen glänzenden Spange in ſeiner Hand. Er dachte daran, daß dem Soldaten da in der Kiſte vielleicht einſam ſein würde in der Erde, wenn in dem Beutel, den er bei ſich getragen hatte im Leben und im Tod, nichts mehr war.

So dachte der Sergeant, griff ohne Scheu den etwas ſchmierigen Lederbeutel und ſchob die Spange hinein, auf der im Rund geſchrieben ſtand: „Quo fata vocant". Das Loch im Leder aber zwängte er wieder über den zerroſteten Knopf. Darauf hing er das Täſchchen an ſeinen eiſernen Haken und gab es an die alte Stelle, nahe dem Boden.

So kam der deutſche Soldat um ſeine Doppelkrone mit dem Bildnis des jungen Kaiſers, die er von ſeiner Mutter erhalten hatte, weil dort, wo ſie war, das Glück zu ſein ſchien.

ZERFETZTER TANK

an der Straße Tahure—Perthes—Les Mesnils in der Champagne. Unter dem viereckigen Loch am Vorderteil der rechten Tankhälfte ist ein Teil eines aufgemalten Eisernen Kreuzes zu erkennen.

VOR LA BASSÉE

SO SEHEN ALTE GRÄBEN HEUTE AUS

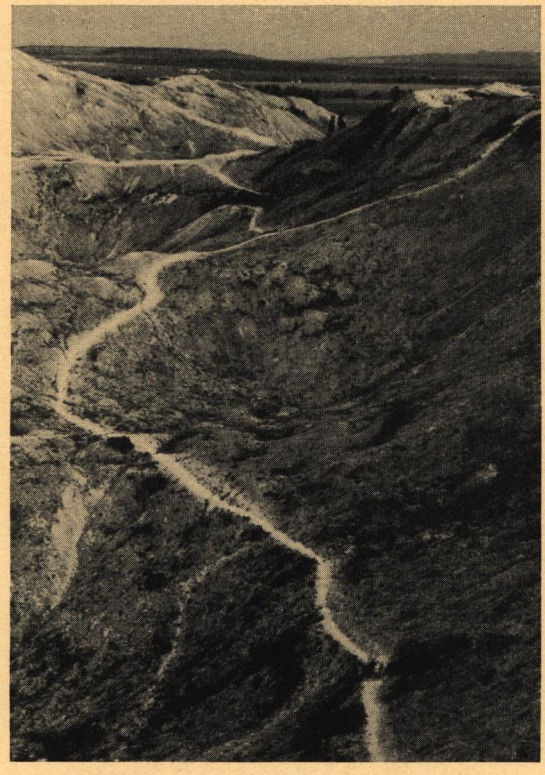
Bogen von St. Mihiel.

IN DER SIEGFRIEDSTELLUNG

ZWISCHEN MARTINPUICH UND COURCELETTE
im Somme-Gebiet durchwühlen noch heute ganze Kolonnen von Kupfersuchern das ehemalige Trommelfeuer- und Trichtergelände nach Altmetall. Ihre Ausbeute ist groß, obwohl sie nur einen Spatenstich tief nachgraben.

DEUTSCHE
TRUPPEN
in Trichter 3 bei St. Eloi.

DER 7. JUNI 1917
Aus dem englischen Tagesbericht: «Um 3 Uhr 10 Min. explodierten gleichzeitig 19 mächtige Minen unter den Verteidigungswerken des Feindes . . .» Der Sprengtrichter bei Dorf St. Eloi ist heute ein stiller Teich, aus dem des Abends Frösche schreien.



PFADE DER SCHLACHTFELDBESUCHER
in einem Sprengtrichter bei Berry au Bac.

DIE GRÄBER DER FREMDENLEGIONÄRE
Matthias Solsona und Johann Rippert.

Damals war das gewesen, in einer dunklen Nacht, als der Wind den Regen weit unter das schützende Glasdach des Bahnsteigs trieb.

Nun trug er in seinem Brustbeutel, dort, wo das Herz gewesen war, eine Spange mit der Inschrift: „Quo fata vocant" — Wohin das Schicksal uns ruft.

„Inconnu", sagte Aubéry, der Sergeant, ließ den Deckel schließen, und die drei Männer hoben die Kästen auf den Wagen. Hinten über der Höhe scholl dumpf ein Sprengschuß, daß der Maulesel sich erschreckt in die Stränge legte, und so rumpelte er mit den beiden Kästen den Acker hinan, der Sonne entgegen.

Der Sergeant schaute hinterher, sein Auge glitt noch einmal über das in Kreide geschriebene „Unbekannt" an der Schmalseite der Särge, dann ging er davon. — —

Und als ich mit dem Sergeanten am nächsten Morgen auf noch schwachem Notsteg über den Kanal schritt, klirrte etwas aus seiner Tasche, die wohl zerschlissen war. Es sprang hell klingend auf das Holz, und wir schauten, wie das Goldstück schrägab zur grünen Tiefe sank.

Die Drei im Tank

Der Etat civil hatte das Antlitz eines seltsamen Untiers, er war auch wie ein grausiges Nachtwesen, das den Männern, die unter seiner Herrschaft standen, die Begriffe von Recht und Unrecht verwirrte; gar seltsames Gerede ging über einen französischen Soldaten der Wachmannschaft, der einmal dabei betroffen wurde, wie er feuchte Geldscheine in der Sonne trocknete. Aber das waren Einzelfälle; trotzdem bot dieses Leben so viel des Absonderlichen, daß sich die Grenzen von Tun und Unterlassen nach den im gewöhnlichen Dasein geltenden Unterscheidungen oft genug verwischten.

So stöberten an einem Sonntage Gefangene des Etat civil jenseits der Miette in Unterständen und Gräben umher.

Dort standen einige zerschossene Tanks.

Einer war noch gut erhalten, nur die eine Seite hatte ein Geschoß aufgerissen und die Ränder des Einschusses zu sonderbar gebogenen Fetzen gewunden. Bald bildete sich eine Gruppe um den verrosteten Sturmwagen, und die Leute fingen an, das stählerne Kampftier zu untersuchen; teils aus technischem Interesse, teils aus Neugier.

Einer kletterte auf die Oberfläche und ſchaute durch einen ſchmalen Sehſchlitz in das Innere.

Plötzlich rief er: „Da ſitzen drei Tote drin!“

Die Männer, die herumſtanden, horchten auf. Einige fluchten und wollten weitergehen, andere bekamen einen neugierig-harten Blick. Obwohl ſie das Grauen kannten, übte es immer wieder eine geheimnisvolle Anziehung auf ſie aus. Ihre abgeſtumpften Nerven witterten eine neue Abſonderlichkeit. Sie lachten . . .

Einer ſagte: „Geduldige Kerle da drin! Sitzen ſchon jahrelang und warten auf uns.“

Ein junger Blonder ſchwang ſich ebenfalls auf den Tank, ſchaute durch die Ritze im Stahl. Dann ſagte er: „Nom de Dieu, der eine ‚macabé‘ hat eine Erkennungsmarke um das Handgelenk . . .“ und nach einer Weile: „Eine goldene Uhrkette hat er auch noch“.

„Die Kerle müſſen raus!“ meinte der lange Unteroffizier. „Sie ſitzen ſchon lange genug in Regen und Wind. Ein anſtändiges Grab haben ſie doch endlich verdient.“

Da rief der junge Kerl von oben herab: „Raus müſſen ſie! Wir ſprengen die Kiſte auf!“

Der Unteroffizier ſteckte vorſichtig den Kopf durch das Einſchußloch an der Flanke des Tanks. Langſam zog er ſich wieder zurück.

„Verdammt! Da iſt gerade der Motor! Aber man kann den einen Kerl ſehen. Iſt bloß ein Gerippe mit Lumpen drum. Sonderbar, daß die Erkennungsmarke noch nicht von den mürben Knochen gefallen iſt.“

Der nächſte ſteckte den Kopf hinein.

Die beiden oben auf dem Tank kletterten nun herunter.

Handgranaten wurden geſucht.

Alle arbeiteten eifrig.

Bald lag eine geballte Ladung unter dem Vorderteil des Sturmwagens.

Eine Stielhandgranate wurde unter der Sprengladung feſtgeklemmt und ein langer Telephondraht an die Abreißſchnur geknüpft.

Der Schwarm verſchwand in einem Schützengraben, duckte die Köpfe, einer riß an dem Draht.

Fünfeinhalb Sekunden. . .

Da — die Sprengung brüllte auf, es war wie ein ſchrilles, ſtahlklingendes Reißen.

Der Qualm verzog ſich und wehte träge durch den Sonnenſchein.

Köpfe lugten über die Grabendeckung.

Nun ſtanden die Leute, die Hände in den Taſchen und die Zigaretten im Mundwinkel, wieder um den Tank.

Er lag wie vorher. Die Sprengung war wirkungslos verpufft.

„Tüchtige Schrammen hat er aber doch abbekommen", ſagte der Unteroffizier. „Die ‚macabés' wollen in ihrer Sargkiſte bleiben!" lachte ein anderer. Die Sonne ſtand ſommerwarm am Himmel und ſchaute auf dieſe Männer, die ausſahen, wie vom Kriege vergeſſene Landsknechte, die plötzlich wie Geſpenſter am hellichten Tage aus zerfallenen Gräben geſtiegen.

„Verdamm' mich!" ſagte der junge Kerl, der vorhin auf den Tank geklettert war. „Die Kiſte rührt ſich nicht."

„Da muß eine Nitrolyth-Zweizentner-Mine ran, dann bekommt das Ding ſicherlich ein Loch!" ſagte der Unteroffizier und verſetzte dem Tank einen Fußtritt.

„Machen wir!"

„Aber wie die Mine zur Zündung bringen?"

Die Männer um den Kampfwagen ſchwiegen und überlegten; ſie ſchauten über das ſonnige Land, das troſtlos und zerwühlt ſich in einſame Weiten dehnte. Harte Geſichter unter verwegen ſitzenden Schirmmützen, ſchlanke Geſtalten in alten, feldgrauen Röcken, Stiefelhoſen und mattblauen, franzöſiſchen Wickelgamaſchen. Geſpenſter des Krieges. Sie ſchauten wieder auf den Tank. „Ich hab's!" ſagte einer.

„Schieß los!"

„Wir ſtellen die Mine aufrecht an den Tank und geben Schützenfeuer auf den Zünder. Dort vom Graben aus!" Er kniff die Augen gegen die Sonne und deutete nach hinten.

„Famos!" ſagte der Unteroffizier und wippte ſein kleines Stöckchen gegen das Bein.

„Dabei kann man einen Brocken an den Kopf bekommen."

„Tu deinen Schädel weg, wenn du Angſt haſt!"

Alle lachten. Schnell und grob.

„Alſo los!"

„Und das Vieſt wird jetzt aufgeriſſen, der Mine hält er nicht ſtand!"

Bald knatterten Schüſſe aus dem Graben, klatſchten klingend auf die Mine und den Panzer des ſtählernen Sarges. Viele Geſchoſſe zwitſcherten als Querſchläger durch die Luft.

Plötzlich . . . ein zerreißendes, helles Krachen, eine rieſige Qualmwolke.

Die Männer im Graben duckten ſich, drückten ſich an die Wand. Stahlfetzen wirbelten durch die Luft, Erdbrocken regneten nieder.

Wie eine große Wetterwelke ſtand der geballte Rauch der Exploſion im Sonnenſchein, ſchwebte langſam davon.

Die Männer ſtiegen aus dem Graben und näherten ſich der Stelle, wo der Tank geſtanden.

Ein großes Loch war da, zeriſſenene Stahlfetzen lagen umher; die ungeheure Sprengkraft der Nitrolyth-Mine hatte den Tank einfach in die Luft geblaſen.

Der Unteroffizier ſagte: „Jetzt ſind ſie nicht einmal mehr unbekannte Tote — die armen ‚macabés.“ Er ſchnippte mit den Fingern in die Luft und ſtarrte reglos in den Sprengtrichter: „Wer weiß darum . . .“

„Die ſchöne Uhrkette“, meinte ein anderer.

Der Unteroffizier wandte langſam den Kopf und ſchaute den Mann ſchräg an. Dann ſpuckte er auf den Boden und ſah wieder geradeaus.

„Das konnte man ſich doch denken, daß die Mine die ganze Kiſte zerreißen würde!“

„Nachher ſeid ihr alle ſchlau!“ ſagte der Unteroffizier und drehte ſich ſorgfältig eine Zigarette.

„Na los!“ Langſam gingen die Männer davon. Ihr Lachen, Reden und Fluchen klang in den ſtillen Sommertag.

Etat civil . . .

*

Wenn man von dieſen, den ſcheinbar ſo ehrfurchtsloſen Zügen ſpricht, die jene grabenden Männer zuweilen in das Geſicht des Etat civil zeichneten, ſo geſchieht es um der Wahrheit willen und zur Rechtfertigung: In langen Jahren der Kriegsnot hatten ſie unter dem Zielfeuer der Granatſplitter den Wert des eigenen Lebens verachten gelernt. Und nun, wo ſchon längſt Friede war, ſtanden ſie als rechtloſe Sklaven in Maſſengräbern und mußten eine Arbeit vollbringen, die noch niemals ein Menſch vordem getan.

Sie waren nicht pietätlos, bei Gott nicht.

Aber ſie hatten eine andere, eine unendlich ſachliche Art der Anſchauung. Die Männer, die ſie da ausgruben, waren ihnen auch jetzt noch Kameraden, denen geſchehen war, was ihnen das Schickſal unbegreiflicherweiſe nicht zudiktiert hatte — der Tod.

Und ſo gingen ſie mit den toten Soldaten in rauher Selbſtverſtändlichkeit um — ebenſo wie einſt, als ſie noch lebendig waren. Nicht beſſer und nicht ſchlechter.

Sie philoſophierten nicht.

Und vor allem eines: Sie waren ohne Sentimentalität. Denn Sentimentalität an einem offenen Massengrab, das ist furchtbarer Hohn und auch Schimpf auf den Mut der Toten, mit dem sie starben. Ich erfuhr dies — man kann den Vorgang hier nicht erzählen — als eine Frau sich aller Vorschrift zuwider im Schutz von Büschen zu dem Ort geschlichen hatte, wo ihr Gatte gerade ausgebettet wurde. So etwas Schreckliches habe ich niemals wieder erlebt.

Und was war der „cafard de fil de fer barbelé" — Stacheldrahtwahnsinn nannten die Soldaten diese neue Krankheit, die besondere Abart des Irreseins.

Wo kam dieser „Cafard" vor: Beim Etat civil; wo geschahen unverständliche Selbstmorde von Gefangenen: Beim Etat civil.

Schweigen wir darüber.

Niemand wird je die Schuld ausmessen, die körperlich und seelisch an den 400 000 deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich getan worden ist in der Zeit vom November 1918 bis zum März 1920, wo die letzten, die Elite, aus den französischen Strafkompagnien in die Heimat wiederkehrten. Wer Schuld hat, möge sich verbergen!

Auch hatten diese Totengräber vom Etat civil ein nahes und warmes Gefühl dafür, wie bald — sagen wir es offen — diese Männer, denen sie den letzten Dienst erwiesen, vergessen sein würden.

Trotz ihrer Taten — trotz ihrer Not, der tiefsten, die sie erlitten in langen Jahren für jene, die sie nun bald vergessen würden.

Da hat es einmal in den Baracken der Totengräber von Berry au Bac einen Aufruhr gegeben mit einem Tagesbefehl des Departementschefs, mit Strafdrohungen des Lagerkommandanten und allem, was dazu gehört. Da waren Gefangene hinübergekommen bis in die Schluchten des Chemin des Dames bei Craonne. Dort hatten sie an abgelegenem Orte das Grab eines deutschen Kameraden gefunden. Ein Unvorsichtiger, der nicht mit dabei gewesen war, sprach zu dem Sergeanten davon. Der war ein genauer und ernster Mann und wollte darum gleich die Lage wissen, um es auszugraben.

Da aber geschah etwas Seltsames.

Etwas, was man diesen Landsknechten des Todes, die mit der Nitrolyth-Mine den Tank sprengten, nur dann zutraut, wenn man sie kennt: Sie verrieten die Lage des Grabes nicht.

Der Sergeant regte sich auf, der Lagerkommandant wurde wütend über solch sinnlose Auffässigkeit. Er meldete den Vorgang seiner vorgesetzten Behörde, im Laufe des Instanzenweges wurden aus dem einen Grab zwan-

zig, und das bürokratiſche Gehirn der Behörde geriet in Zuckungen; irgendwer entdeckte gar ſeine „responsabilité!“

Aber niemand verriet das Grab — kein einziger von dieſen harten Männern.

Warum dies?

Zur Antwort will ich nur erzählen, wie ich es fand, als ich es mit einem andern beſuchte.

Wer vom Winterberg kommend der Straße nach Weſten folgt, ſieht in viele, von ſteilen Höhenriegeln eingedämmte Schluchten. Einſt zogen Nacht um Nacht Schattengeſtalten über die Höhen, irrten in der vom Tode durchgeiſterten Einſamkeit des leeren Landes umher und keuchten durch dieſe Schluchten, über denen die Vernichtung ſchwebte. So ſie die Laune anwandelte, griff ſie unter heiſerem Schrillgelächter mit eiſenzackigen Krallen in die Tiefe verqualmter Schluchten: Dann fiel ein Mann.

Das Land war verlaſſen, und nur die ſchwarzen Stolleneingänge ſchauten wie erloſchene Augen von Steilhängen und Hügeln.

Dort, in einer einſamen Schlucht lag ein Grab. Kaum ein Sonnenſtrahl drang auf den ſteinigen Grund. Schatten hauſten dort, denn ſteil ſtrebten die Hänge empor. Kein Kreuz kündete Namen und Tag, da hier einem Manne ſein Grab ward. Auf einem flachen Hügel ſtand ein Kochſchirr.

Halb war es in den Boden gedrückt.

Weder Roſt noch Regen konnten an dem weißen, leichten Metall nagen und die Schrift verwiſchen, die tief eingeritzt, den Namen des Toten kündete.

Denn jener Mann grub einſt in ſein Kochgeſchirr, wie es Soldatenbrauch, ſeinen Namen.

Und ſo ward ihm Grabſchrift von eigener Hand.

Dieſes Grab achteten, liebten dieſe harten Geſellen vom Etat civil.

Sie verrieten es nicht. Warum?

Vielleicht aus Oppoſition, möchte man denken — ich glaube ſicher aus Pietät. Weil ſie wußten um die Tragik, die es für die toten Soldaten war, in abgezirkelte Löcher zu Reihen nach der Schnur gelegt zu werden. Waren ſie denn nach der Schnur geſtorben?

Vor Rieſenfriedhöfen graute dieſen alten Soldaten, und darum verrieten ſie den Mann in der Schlucht des Chemin des Dames nicht. Sie fühlten ſich ihm ſchuldig und verantwortlich. Dieſen einen wollten ſie retten vor der troſtloſen Einſamkeit in der Reihe der 22 000 auf dem Friedhof zur Meſſemy an der Aiſne.

Darum sage ich, laßt diese Männer nur, die den Tank mit der Nitrolyth-Mine sprengten.

Sie waren Menschen mit einem Heroismus, den wir längst vergaßen und verlernten.

Vergessen ist so vieles . . .

Auf der Sissonner Heide, nahe dem Camp d'Orléans ist ein Soldatenfriedhof.

Flach, einsam und weit liegt das Land. Dort ein Bahnhof ohne Schienen, hier eine Straße ohne Wagen, so ruhen sie verlassen und sinnlos inmitten. Nur wenn rot die Heide blüht, fliegen summend die Bienen darüber hin.

Ein Gedenkmal auf dem Totenfeld in der Heide von Sissonne aber überragt die niederen Kreuze in Schwarz und Weiß, und niemand vergißt es, der einmal davorstand. Ein Propeller, mit dem einen Ende in den Boden zementiert, strebt in die Luft. Zerfetzt trauert die obere Hälfte der Luftschraube.

„Hier ruht der Königl. Preußische Hauptmann . . ." steht auf dem glanzlackierten Holz geschrieben. Hoch in der Luft zerschoß man ihm die Seele seines Apparates; er mußte niedergehen, stürzte vielleicht — er starb.

Aber der Propeller wächst wie ein Schwurfinger aus dem Grab und spricht: „Wir taten viel, mein Hauptmann und ich, darum blieben wir zusammen — vergeßt uns nicht!"

Aber einsam liegt das Fliegergrab in der Sissonner Heide.

Ein Toter wird gestohlen

Die französische Regierung hatte nach Kriegsende eine Vorschrift erlassen, nach welcher die Angehörigen Gefallener die Reste derselben erst — soviel ich mich erinnere — fünf Jahre nach dem Tode in die Heimat überführen durften.

Zweifellos schloß diese Bestimmung eine gewisse Härte in sich für viele, deren Herzenswunsch es war, ihre Anverwandten auch im Tode in ihrer Nähe zu wissen und nicht auf den Schlachtfeldern in den Reihen der Zahllosen auf einem einsamen Friedhof.

Aber man rechnete mit dem beruhigenden Ablauf der Zeit und sagte sich, daß viele Familien nach fünf Jahren ihre Toten wohl ruhen lassen würden, wohin der Krieg sie gebettet. Denn das nicht zu überwachende Suchen und Ausbetten Gefallener auf den Schlachtfeldern hätte den Er-

folg der ordnenden Tätigkeit des Etat civil wohl teilweise unterbunden. Auch herrschten noch lange nach dem Waffenstillstand auf sämtlichen Bahnen Frankreichs eine erschreckende Unordnung und eine große Knappheit an Beförderungsmitteln.

Auch dieser Gesichtspunkt mag maßgebend gewesen sein, um die Überführung Gefallener zu verbieten. Man hätte doch jedem Toten einen ganzen Waggon zur Verfügung stellen müssen . . .

Und darum geschah auch solches:

In einer gewitterschwülen Julinacht, da der vom Westen kommende Wind wütig und stoßend über das dunkle Aisnetal hinwegfegte, stand am Fuße der Höhe 108 bei Berry au Bac ein Auto ohne Lichter.

Ein Mann lehnte an der Motorhaube des Wagens, lauschte dem Schnauben und Fegen des Windes und sah nach den flachen Blitzen des heraufziehenden Unwetters, das fern über der Stadt Reims stand.

Der zerrissene Kalkboden der Höhe 108 schimmerte mattweiß durch die Nacht, und die zerfetzten Pappeln am Kanal standen mit ihren kahlen Ästen wie Gerippe gegen den Wetterschein.

Der Mann lauschte in die Nacht, horchte auf Schritte, welche die Landstraße von der Ferme de Choléra kommen mußten.

Aber nur das leise Wimmern des Nachtwindes ging um die Trümmer von Berry au Bac und verlor sich in der leeren Dunkelheit jenseits des Flusses.

Der Mann beugte sich nieder und schaute auf seine Uhr, schon war es eine halbe Stunde über die verabredete Zeit.

Alles war bereit, nur die beiden Kriegsgefangenen vom Etat civil fehlten; konnten sie sich nicht aus dem Lager schleichen?

Wollten sie nicht mehr? Zog das versprochene Geld denn nicht?

Jetzt kam ein Mann in einem weiten Automantel den Weg vom Friedhof von Moscou herab.

„Sind sie da, die beiden?"

„Nein."

„Nom d'un chien!"

Wetterleuchten fuhr hoch über den Himmel. Tiefe Schatten lagen dann auf dem Land.

„Wir können die Arbeit nicht allein machen!", sagte der eine der Männer. „Auch widerstrebt sie mir . . .", fügte er noch leise hinzu.

„Nein, das würde zu lange dauern."

„Wir dürfen den Sarg nicht eher auf den Friedhof bringen, bis die beiden Gefangenen hier sind."

„Nein, das wäre zwecklos."

Der ältere der beiden Männer sagte nach einer langen Pause: „Ich hätte nie gedacht, daß ich noch einmal in meinem Leben wie ein Wegelagerer nachts am Straßenrande lauern würde."

„Um zu stehlen", ergänzte der andere. „Aber beruhige dich, es ist ja für eine Mutter."

Der Ältere hatte fahrige Bewegungen, als er sprach: „Kann ich für die verrückte Bestimmung der französischen Regierung, die nicht einmal die Toten ruhen läßt, wo sie wollen?"

Der Mann an der Motorhaube sagte: „Die Toten wollen nichts mehr . . ."

„Aber wir als Angehörige, ich als Vater habe ein Recht auf meinen Sohn, das mir kein Gesetz nehmen kann! Schon genug, daß der Krieg mir den Lebenden nahm, man soll mir wenigstens den Toten lassen."

Plötzlich legte der andere Mann dem Sprecher die Hand auf den Arm. lauschte. „Sie kommen" flüsterte er.

Jäh tauchten aus der Dunkelheit zwei Gestalten auf.

„Bon soir, messieurs . . ." sagte eine leise Stimme. Der Mann legte leicht die Hand an die Schirmmütze. Die andere Nachtgestalt schwieg.

„Messieurs!", grüßten die beiden Franzosen zurück. Man reichte sich die Hand.

„Wir können anfangen?", fragte der Mann in dem weiten Automantel.

„Sofort! Los, Oswald!", wandte sich der Gefragte an seinen Kameraden. Der flüsterte leise: „Die beiden sollen erst das Geld geben."

„Laß doch . . . nachher."

„Wollen wir den Sarg gleich mit zum Friedhof nehmen?", fragte der Franzose.

„Nein, den holen wir, wenn wir die Leiche haben."

Die vier Männer stiegen den steilen Weg zum Friedhof von Moscou hinan. Auf halber Höhe verschwanden die beiden Deutschen auf kurze Zeit in den Büschen am Wegrande und holten ihre Spaten, die sie am Tage vorher dort versteckt und bereitgelegt hatten. Dann huschten vier lautlose Schatten zwischen den vielen Grabkreuzen hindurch, und der Schein einer elektrischen Taschenlampe irrte über die Nummernschilder der Gräber.

„Hier liegt er . . . Nummer 86," sagte der Mann mit der Lampe.

Der eine Deutsche faßte das leichte Grabkreuz am Querholz, zog es heraus und warf es zur Seite.

Die fast lautlose, unheimliche Arbeit begann.

Die beiden Leute vom Etat civil hatten Übung im Totensuchen.

Ab und zu fuhr das grünlich gleißende Wetterleuchten hoch am Nachthimmel empor und riß für Sekundenteile die vier Männer, die einen Toten stahlen, aus dem Dunkel, geisterte über die zahllosen weißen Grabkreuze, die wie drohende Kolonnen stumm in der Nacht standen.

Der Mann in dem Automantel sagte: „Irrsinnig ist dieses Tun für einen Vater." Er steckte die Hände in die Taschen und zog die Schultern hoch; es war, als friere ihn. Er starrte in die Grube, die sich schon tief höhlte.

Der junge Mann an seiner Seite meinte begütigend: „Denke nicht darüber nach, jetzt. Diese Bestimmung, daß die Gefallenen ruhen müssen, wo der Staat es befiehlt, ist für Eltern eine Grausamkeit. Du hast das Recht, das Recht des Vaters. Und denke an deine Frau, die als Mutter wartet und wissen möchte, wo ihr einziger Sohn ruht. Es muß schrecklich sein für eine Mutter, nicht einmal das Grab ihres Sohnes besuchen zu können, wenn ihr Herz sich danach sehnt."

„Ja, es ist so . . .", sagte der Vater langsam.

„Und willst du warten, bis die Jahre verflossen sind, nach welchen du erst deinen Sohn in die Heimat überfahren darfst? Jetzt sind wir hier, also!

Er rückte an seiner Sportmütze.

„Da ist er . . .", klang es in der Grube. Die Spaten schlugen dumpf auf den Sarg.

„Verflucht! Ich möchte eine Zigarette haben, man merkt schon was."

„Gleich", antwortete der andere „wenn wir die Leiche herausheben."

Bald hebelten die beiden in dem Grab den Sarg mit den Spaten hoch und hoben das eine Ende an. Der eine faßte unter die Kante, die Männer oben griffen mit zu, und der Sarg stand neben der Grube.

„Verdammt, das macht warm", flüsterte der eine Gefangene und warf den Spaten zur Seite.

Die vier Männer gingen zurück zum Auto und holten den neuen Eichensarg. Vorn schritt der Vater und trug den Sarg seines Sohnes.

Während die beiden Kriegsgefangenen den Deckel von der alten Sargkiste hoben, standen die beiden Franzosen entblößten Hauptes. Der Vater hatte die Hände gefaltet und blieb reglos, das Antlitz tief gesenkt.

„. . . 'ne Zigarette her!" sagte der eine Mann vom Etat civil.

Der andere griff in die Tasche, und beide ließen in den schützenden Händen das Streichholz aufbrennen.

Tief sogen sie den Rauch ein.

Als der Nachtwind wiederkam und über den Friedhof fuhr, war eine schwarze hohle Grube inmitten der Grabreihen. Daneben stand eine leere, erdbekrustete Sargkiste, und ein Kreuz lag quer auf dem Weg, auf dem der Name ausgekratzt war. Unten, auf der Straße sagte der Mann in dem Automantel, während er den Gefangenen Geldscheine in die Hand drückte:

„Ich danke Ihnen, messieurs, aber was wollen Sie mit dem vielen Geld, wenn ich fragen darf?"

Der Mann im feldgrauen Rock zog seine Schirmmütze tief ins Gesicht und sagte, schon zum Fortgehen gewandt: „Das Geld brauchen wir — für die nächste Reise, für unsere Flucht. Warum soll uns ein Toter nicht zur Freiheit verhelfen!" Und die beiden Gestalten waren in der Nacht verschwunden.

Etat civil . . .

So waren sie, so taten sie letzten Dienst an all denen, die heute — fast vergessen sind.

Verloerenhoek

Fern in Flandern liegt ein kleiner Weiler, dem nur der Krieg einen Namen machte.

Fern in Flandern liegt Verloerenhoek.

Doch der Name, der traurig-trostlose, sagt uns mehr.

Er spricht zu uns von den Vermißten, den Verschollenen, der Verlorenen.

Sie liegen nicht allein in Flanderns Ebene, sondern zahllos und ohne Namen ruhen sie in Italien, in Rußland, in Rumänien, in Serbien, im Wüstensand von Suez, bis in das ferne Afrika, und auch die Wellen aller Meere decken gar viele.

Sie sind es, die nicht begraben wurden, über deren bleiche Stirn Regen und Schnee gingen, die niemand fand und die zerfielen, bis der wehende Wind ihren Staub mit sich nahm: Der unbekannte Soldat.

Und von ihnen allen sagt Heinrich Lersch:

„Wenn die letzten Strahlen der sinkenden Sonne über das Kampffeld streichen,
steigen aus Gräbern und Grüften die toten Soldaten herauf;
aus Gräbern in Wäldern und Schluchten, aus Gräbern in Heide und Sand;
stehen vor ihren Hügeln betend, der Heimat zugewandt, auf fremder Erde."

Auf Spuren des großen Krieges

Die Batterie vor Dieppe

Und Jahre danach, heute, gehe ich auf den Spuren des großen Krieges wieder durch Frankreich.

Regenwind ſtreicht über das Land. Die naſſe Landſtraße zieht ins Endloſe, denn grau verhangen iſt die Ferne. Ich will nach dem Dorfe Dieppe.

Warum?

Ich weiß es ſelbſt nicht recht. Die Erinnerung an eine Sehnſucht hängt an dieſem Namen, weil ich dieſes Dorf nie betrat. Ich ſah es ſtets nur von der Höhe des Vaux-Berges, wenn ich rückwärts über den Rand meines Granatloches blickte. Weit ins Land ſchaute ich, weit in die Ferne, hinter der die Heimat und mein anderes Leben lag. Und dann ſah ich die grauweißen Trümmer eines einſamen Dorfes: Das war Dieppe.

Dieſer Steinhaufen ward mir zur Grenze des Krieges und zum Damm, der mir die Heimat ſperrte. Dieppe lag weit in der Ferne, ſo weit und einſam.

Dann zog meine Sehnſucht über dieſes Dorf hinweg in das Land des Friedens . . . Jetzt ſtößt der Wind mir in den Rücken und zerrt an meinem Mantel.

Näſſender Dunſt, Regeneinſamkeit ringsum. Die Blumen am Wegrande ſind traurig. Das Gras liegt geduckt, und es trieft von den niedrigen Büſchen. Ich ſtehe am Dorfeingang. Nirgends ein Menſch. Der Regen plätſchert. Ein Hund bellt irgendwo.

Die neuen Häuſer ſtehen wie zwecklos zerſtreut auf einer grauen Schuttſchicht, die einſt Dieppe war. Dieſe wenigen Wohnſtätten wollen wieder einen Namen zum Leben erwecken, den der Krieg in das Dunkel der Vernichtung ſtieß. Ich fühle: Dieſe neuen Häuſer ſind Wohnbauten mit Menſchen darin . . . das Dorf Dieppe iſt tot für immer. Der Krieg behielt recht. Naß und grau iſt die Welt.

Ich wende mich und ſchaue hinauf nach Fort Vaux. Stehe ſtill. Der Regen zieht nebelgleich über die einſamen Höhen. Die Erinnerung ſteht auf . . . Aber alles iſt anders.

Fort Vaux lebt nur noch als Schatten, der ſich aus längſt verwehtem Qualm und lange verblichenem Feuerſchein wie ein Geſpenſt aufreckt.

Jetzt ſtreicht der Regen über die einſamen Höhen dort, und rieſelt über das Ruinengemäuer des Forts.

Weiter gehe ich. Einen heißen Kaffee möchte ich trinken.

Pfützen, Schlamm, Steintrümmer ſind hier Dorfſtraße. Dort, ganz am Ende der Häuſerreihe eine niedrige Holzbaracke. „Eſtaminet" ſteht auf einem Schild über der Tür. Schneller ſchreite ich aus und freue mich auf meinen Kaffee.

Die Holztür knarrt.

Ein gedielter Raum mit rohen Tiſchen und Bänken. In der Ecke ein Grammophon, darüber ein Muttergottesbild, von vertrockneten Blumen gerahmt. Leer iſt die Gaſtſtube. Dort die Theke. Likör- und Weinflaſchen aller Größen und Farben ſtehen darauf.

Schritte kommen. Eine junge Frau tritt durch die Tür hinter der Theke.

Ich ſtutze. Sie iſt ſchön.

„Guten Tag", ſage ich leiſer, als ich wollte.

„Guten Tag, mein Herr, Sie wünſchen?" Ruhig und groß ſchauen die dunklen Augen.

„Einen Kaffee bitte."

Ich ſchüttele meinen regennaſſen Mantel und lege meine Kamera auf den Tiſch. Die junge Frau verſchwindet im Nebenraum. Ich ſetze mich auf die Bank.

Still iſt es.

Draußen plätſchert eintönig der Regen. Tropfen laufen an den Fenſterſcheiben hinab. Viele Tropfen, unaufhörlich.

Ich warte auf den Kaffee. Warte auf ſie, deren Anblick mir ans Herz griff. Immer kommt Traurigkeit zu mir, wenn irgendein Tag mir die Schönheit eines weiblichen Antlitzes zeigt. Altwerden . . . andere kommen und ſind wieder jung und ſchön. Und gehen vorüber und lachen.

Die Frau kommt und ſtellt das Glas Kaffee vor mich hin.

„Es iſt einſam hier", ſage ich.

Ihre Augen ſchauen an mir vorüber. „Ja . . . das machte der Krieg."

„Waren Sie auch ſchon vor dem Kriege hier?"

„Ja. Während der Kämpfe war ich mit meiner Mutter hinter der deutſchen Front. In Tucquegnieux, vier Stunden von hier. Aber meine Mutter iſt tot."

Plötzlich schaut sie mich an: „Sagen Sie doch, mein Herr, Sie sind ein Deutscher."

„Ja, gewiß."

Sie streicht sich langsam über die Stirn. „Ich fühlte es, ich kenne die Deutschen."

Schweigend rühre ich in meinem Kaffee. Die junge Frau nimmt langsam am anderen Ende der Bank Platz.

Ich sehe sie an.

„Sind Sie verheiratet?" frage ich.

„Ja . . .", sagt sie laut und schaut hinaus in den Regen.

Dann, nach einer Pause: „Mein Mann arbeitet als Maurer in Verdun. Dort wird viel gebaut. Aber er kommt nur jeden Samstag. Ich bin viel allein."

„Ja, es ist einsam hier", sage ich und denke in die Vergangenheit. Rollt nicht Artilleriefeuer . . .?

Die Zeit verrinnt wie der rieselnde Regen draußen.

Da wendet die Frau sich mir ganz langsam zu. Sie will etwas sagen, zögert . . . schlingt die Hände ineinander. „Sagen Sie, mein Herr, können Sie mir etwas erklären? Ich habe etwas . . . das ich nie verstand und doch möchte ich gern wissen."

Ihr Vertrauen zittert zu mir herüber.

„Zeigen Sie es mir", antworte ich und weiß, daß sie es tun wird.

Sie erhebt sich und schaut mich lange an. „Ja!" sagt sie plötzlich und es ist wie Erlösung in ihrer Stimme.

Durch die Tür sehe ich, wie sie vor einer Truhe niederkniet und wühlt und sucht.

Ich trinke schnell den Rest meines Kaffees hinunter und zünde eine Zigarette an. Da kommt sie zurück und preßt die Hand ans Herz, die ein mattblaues Papier hält, bleibt vor mir stehen: „Das ist es."

Ich falte das dünne Papier auseinander; vielmals muß ich es wenden, um es auszubreiten. Es ist eine deutsche Karten-Blaupause, die irgendeinen Geländeabschnitt darstellt.

„35. I. D. Abschnittsartillerie im F-Raum. Sperrfeuergruppe Chêna-Wald" steht an dem einen Rand. Blatt 7 lese ich auf dem anderen.

Nach Damloup — steht neben einem Pfeil, der längs einer Straßenlinie liegt. Höhenzahlen begleiten die Geländeschraffierung.

Eine Batterieſtellung iſt mitten hineingezeichnet. Eckige Rechtwinkel bezeichnen die Geſchützſtände. Nummern ſtehen neben Unterſtänden und Munitionslöchern.

Alſo der Lageplan einer deutſchen Batterieſtellung. Hier vor Dieppe.

Ich ſchaue auf und treffe die wartenden Augen der Frau. Jäh ſpringt ihre Stimme auf, wie flehend klingt es, und doch bleibt das ſchöne Antlitz unbewegt: „Mein Herr, wo iſt das? Wo war das?"

„Das war die Stellung einer deutſchen Batterie, irgendwo vor Dieppe."

„Wo war das . . .?" Leiſe iſt ihre Stimme.

Mich fröſtelt. Meine Kleidung iſt naß. Der Regen . . ich ſchaue durchs Fenſter. Was will dieſe Frau? Draußen heult wimmernd der Wind, die Regentropfen klatſchen ans Fenſter.

„Das läßt ſich leicht feſtſtellen", ſage ich, „ich habe eine Spezialkarte von dieſer Gegend."

Ich hole meine Karte hervor, ſchlage ſie auf. Hier iſt die Straße nach Damloup, hier läuft die Höhenlinie 238, da der eigenartige Knick, derſelbe, der durch die Artillerieſtellung der Blaupauſe läuft . . . hier: Das iſt die kleine Talſenke vor Dieppe, alſo 200 Meter von hier. Ich ſtarre auf die Karte, wage nicht aufzublicken. Dieſe Stellung . . . ich ſehe im Rücklauf ruckende Geſchütze, ſehe die Artilleriſten, Sperrfeuerqualm weht über die Trümmer von Dieppe. Wie ein Druck liegt es auf meinem Herzen, wieder grollt Verdun . . .

„Können Sie es wiſſen?" kommt die weiche Stimme der Frau zu mir.

„Ja . . ." Ich kehre aus der Vergangenheit zurück. Ich bin ja hier in einer Gaſtſtube, viele Jahre ſpäter. Hebe den Kopf und ſehe die geſchloſſenen Augen der Frau. Wie ein Erinnern liegt es auf ihrem Antlitz. Jetzt werden ihre Augen groß und ſchauen an mir vorüber: „Wo ſtand die Batterie?"

„Ungefähr 200 Meter hier vor dem Dorf, am Rande der Talſenke."

Da zuckt die Frau zuſammen und preßt langſam die Handflächen gegeneinander: „Alſo dort, und ich wußte es nie, ſo nahe . . ."

Der Wind ſtößt an die niedrigen Fenſter, die Tür klappert, vom Luftzug gezerrt.

Da klingt es leiſe: „Ich danke Ihnen, mein Herr. Und eine Bitte habe ich an Sie: zeigen Sie mir den Ort, wo die Batterie ſtand."

Ich ſchweige und warte hinaus in den trüben Tag. Die dunklen Augen der Frau ſchauen geradeaus.

„Was wollen Sie dort ſuchen", ſage ich nach einer Weile, „wir werden nur noch wenige Spuren finden, die der Krieg zurückließ."

Sie nickte. „Ich will nur den Ort wiſſen, wo jemand ſtarb, an den ich dachte durch viele Jahre."

Ich ſchaute auf. Die Regloſigkeit dieſer Frau vor mir macht den niedrigen Raum ſtill und weit.

Und langſam ſprach ſie: „Ich war damals ſechzehn Jahre alt, als wir während des Krieges in Tucquegnieux waren. In unſerem Hauſe lagen Artilleriſten. Ich kannte einen, der ſehr gut zu mir war. Immer war er froh, und ſo jung und ſtark. Die anderen Männer hatten harte Geſichter und lachten nie. Aber er . . . wenn er nach zehn Tagen aus Stellung kam, lachte er mich an und freute ſich. Ich wartete auf ihn, wenn er fort war und lag manche Nacht wach und hörte in der Ferne das Rumpeln und Grollen der Artillerie. Dann fürchtete ich mich und ängſtigte mich.

Oft ſagte er: „Valérie, wenn der Krieg zu Ende iſt, dann komme ich dich beſuchen!" Eines Abends fragte ich ihn, wo ſeine Batterie ſtände. Ich wollte es wiſſen, da ich doch die ganze Gegend kenne: „Du kleine Spionin, da haſt du etwas! Da ſind wir draufgemalt!" und gab mir die blaue Karte. Eines Tages wurde mir geſagt, er ſei gefallen, und das Regiment zog fort. Ich habe die Karte aufbewahrt. Wenn mein Mann es wüßte, würde er ſie zerreißen."

Wir verließen das Haus und ſchritten einen ſchmalen Feldweg entlang. Tote, graue Baumſtümpfe ragten über niedriges Buſchwerk. Der Regenwind kam von den Höhen herab, riß an den Kleidern und blies uns ſprühende Näſſe ins Geſicht.

Ich bleibe einige Augenblicke ſtehen, um mich zurechtzufinden. Dort rechts iſt die Talſenke. Ich ſchaue in den rieſelnden Tag, ſchaue hinüber zu den Höhen . . . hier ſind überall unſichtbare Gräber. Langſam ſteigen wir gegen den ſchrägen Regen die Bodenwelle hinan.

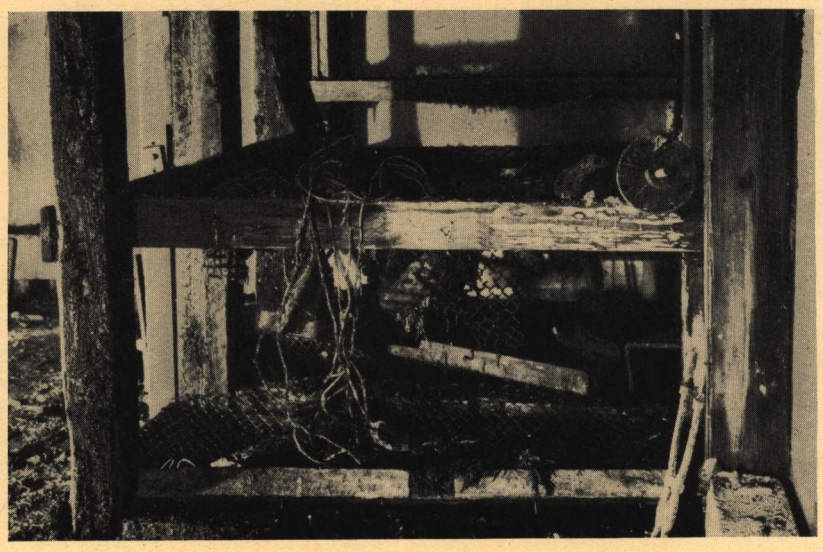
Dann ſehe ich weit ins Land. Vor uns die Höhen. Der Hardaumont, der Vaux-Berg, die Bergrücken vor Ornes und Bezonvaux, dort der Douaumont.

Ich blicke um mich. An der abfallenden Seite des flachen Hanges waren die verfallenen Spuren der Artilleriеſtellung der Erde wie Narben eingegraben. Niemals ſah ich eine ſolche Stellung. Der nie wieder erſterbende Inſtinkt des Frontſoldaten in mir ſträubte ſich gegen dieſen Ort, der nirgends Deckung gegen Schuß und Sicht bot. Offen jedem feindlichen Blick von den Höhen mußten hier die Geſchütze geſtanden haben, jeder Feſſelballon konnte gerade in die Rohrmündungen ſchauen.

DER
«KLAGENDE
CHRISTUS»
von Neuve Chapelle.

SCHWARZE KREUZE
bezeichnen die Stätten, wo unsere Toten ruhen. Ein Teil des Friedhofes von St. Laurent-Blagny bei Arras.

ARGONNEN
Stolleneingänge an der «Fille Morte».



BLITZLICHTAUFNAHME
vom Innern dieser Stollen mit alten Drahtbetten.

AUF DEM
CHEMIN DES DAMES

im Tal von Foulon, nicht weit von der ehemaligen Ferme Hurtebise, liegen vollkommen verlassen die Trümmer eines großen Dorfes.

HIER STAND DIE ZUCKER-
FABRIK VON SOUCHEZ

in deren Trümmern sich 1915 Deutsche und Franzosen um den Zugang zu der Loretto-Höhe schlugen. Heute steht dort ein englischer Friedhof.

EIN DEUTSCHES KRIEGSDENKMAL

liegt noch unzerstört an der Straße Varennes—Four de Paris in den Argonnen. Man hat sich damit begnügt, die Erinnerungstafel herauszumeißeln.

NUR EIN SCHILD

bezeichnet heute die Stelle, wo einst die Navarin-Ferme stand, um die in beiden Champagne-Abwehrschlachten blutiger Kampf ging.

WIEDER ERBAUT

ist die Monacu-Ferme. Der Name dieses Bauernhofes leuchtet wie ein Fanal durch den Qualm des Trommelfeuers der Sommeschlacht 1916.

Hier konnten nur Männer an der Lafette geſtanden haben, die entweder unerſchütterliche Herzen oder ein Lachen für den Tod hatten.

Jenes Lachen der Jugend, die an den Tod nicht glauben kann.

Troſtloſe Einſamkeit ringsum.

Eingeſtürzte Unterſtände, verfallene Munitionslöcher, verwitterte Geſchoßkörbe, verfaulte Baumſtämme und darüber viel Blumen und dichtes Gras.

Fern an den Höhen ſtand der Abend und ſchaute wartend ins weite Land. Noch einmal umfaßte mein Blick dieſe Stätte vergeſſener Taten. Troſtloſigkeit und rieſelnder Regen. Mich fröſtelt.

Die Frau neben mir ſagte, und es war, als ſpreche ſie zu dem wehenden Wind: „. . . und ich wußte nicht, daß ich die langen Jahre hindurch von meiner Tür über dieſen Ort hinweg ſchaute. Ich ſuchte die Stelle hier irgendwo im Land und ſah jeden Tag auf ſein Grab."

Plötzlich zog ſie das Tuch feſt um die Schultern. Wie Angſt war es in ihren Augen: „Ich muß jetzt nach Hauſe. Mein Mann wird heute kommen."

Noch einmal wandte ſie ſich: „Ich danke Ihnen, mein Herr."

Und ſie ſchritt hinab in die Dämmerung.

Sein Hund

Tage darauf wanderte ich durch weites, flaches Land.

Sah viel Städte und Dörfer mit Namen, deren Klang gleich einem großen Todesgeläut durch die Geſchichte gehen wird.

Da fand ich ſpät am Abend ein Gehöft und ſprach bei dem Eigner der Ferme um ein Lager zur Nacht vor.

Bald ſaßen wir zuſammen in der großen Stube des Hauſes und ſprachen von dem Kriegsſturm, der einſt über dieſes Land dahingefahren und nun verſtummt iſt für immer.

Und Gaſton Vivier, der Bauer, zeigte mir, was er fand beim Pflügen und Graben auf ſeinem Land.

Es war eine Kiſte voller Dinge, die jeder Soldat kannte und fürchtete. die Reißzähne und Metallklauen des Würgers Krieg.

Aber hier, da lag ein Ding wie ein kleiner Sattel; zwiſchen zwei Lederriemen zwei viereckige Stücke Leinwand mit je einem verblaßten und verwaſchenen roten Kreuz darauf.

Das war die Leibgürtung eines deutschen Sanitätshundes gewesen.

Und Gaston Vivier erzählte mir die Geschichte von einem Hund.

So, wie er sie wußte.

Lange betrachtete ich die Lederriemen und die mürbe Leinwand.

Ich schaute in die Vergangenheit und sah den Hund . . .

Sah seinen toten Herrn, dessen Reste der französische Bauer fand, als der Krieg versunken war, und der Hund noch lebte.

So aber muß „Greif", der Hund, um sein Leben gekommen sein, da er der Treue nicht vergaß:

Es war an einem trüben Novembermorgen des Jahres 1918, da erhielt ein Sanitätsgefreiter einen Schuß in den Rücken. Es muß eine französische Kugel gewesen sein, die in geradem Fluge irgendwoher kam, auf einen Mauerrest der zerschossenen Ferme traf, dann als Querschläger mit irrsinnigem Kreischen durch die Luft geisterte und dem Sanitäter gerade über dem Lederkoppel in den Rücken fuhr.

Das gab einen kleinen Stoß, und ihm war, als er so am Boden lag, gerade so, als sei er vom vierten Stock seiner Wohnung in der großen Stadt auf den zementierten Hof gefallen. Als ihn die Kugel traf, ging er am Rande eines Granatloches und schlug darum recht unglücklich hin. Jetzt hingen seine Beine in das Wasser hinein, das in dem Trichter stand. Links ging es ihm bis an das Knie, rechts aber hing anscheinend nur der Fuß hinein, denn der Strumpf war noch trocken. Er versuchte die Beine herauszuziehen, aber das ging nicht, er rutschte nur noch tiefer.

Da gab der Sanitätsgefreite es auf, sich anders zu legen, machte die Augen weit auf und schaute in den Himmel, an dem sich die Regenwolken jagten. Und wie er so in die Höhe schaute, hatte er wieder das bestimmte Gefühl, er sei zu Hause aus seinem Küchenfenster gefallen. Da war eigentlich gar kein Zweifel möglich, sicher lag er auf dem Hof. Wenn er die Augen ganz nach oben drehte, konnte er genau den oberen Sims der Brandmauer vom Nebenhaus sehen mit einem Stück Schornstein. Und nebenan in dem Hof, wo die Kesselschmiede war, da luden sie gerade wieder die großen Blechplatten ab: „Räng . . . räng . . ." ging das ständig, und die Luft klirrte. Auch die Niethämmer, derentwegen sie schon immer ausziehen wollten, setzten jetzt wieder ein; das klang wie ein paar Maschinengewehre auf dem Exerzierplatz. Nur ein wenig ferner als sonst.

„Vielleicht höre ich auch nicht mehr so ganz gut", ging es ihm durch den Sinn, „wenn man so ein tiefes Stück hinuntergefallen ist, dann setzt sich einem der Luftzug in die Ohren . . ."

Durch die Lücken des Vorhangs, den das rasende Granatfeuer über die zerpflügte Wiese zwischen dem Kanal und dem Weg auf der Höhe gehängt hatte, kam in der regennassen Dämmerung ein Schatten.

Im Sprung gestreckt flog Greif, der Hund, über Gräben und Löcher. Tief duckte er sich hinter die hochgestülpten Lehmschollen, wenn hinter ihm unter dem Schlag einer Granate die Luft in Fetzen barst. Kaum hatten sich die Splitter zischend in die Erde gebohrt, da sprang er wieder auf, spähte nach den Lücken im Vorhang und schlüpfte hindurch. Ihm zur Seite schleifte eine Feldflasche. Das blaue Tuch des Überzugs war zerfetzt, und Lehm klebte in dicker Schicht darauf. Ab und zu entglitt dem Hunde der Riemen, an dem er seine Last hinter sich her zog. Wenn das geschah, dann blickte er mit hohlen Augen, in denen Furcht stand, wie ein Mensch hinter sich, zweifelnd, ob er sein Hundeleben retten oder die Pflicht erfüllen sollte.

Da fegte mit rasselndem Knarren wieder der Tod über ihn fort und grub sich mit lautem Geplärr tief in die Erde. Zwei Sätze trugen Greif zurück in das halbtiefe Loch, und er klatschte in die trübe Lehmbrühe. Steif hielt er die Rute aufrecht, sie allein war noch trocken. Behutsam hob er dann den Kopf und schaute über das weite Feld. Da vor ihm war die verlorene Flasche, der zerbissene Riemen lag im Wasser. Sorgfältig, beinahe behutsam, nahm er das eine Ende wieder ins Maul, spreizte die Beine, schüttelte sich, daß die langen Ohren ihm um den Kopf schlugen, und sprang mit einem Satz heraus. Langsam rieselte die Dreckbrühe ab und floß zurück in das Loch.

Unentwegt zerrt und schleift Greif seine Last mit sich fort. Springt, rennt, verwächst dann auf Sekunden wieder regungslos mit der Erde. Jetzt ragen im Grunde die zerhackten Mauerreste in die Dämmerung. Riesen, die nichts mehr zu tragen haben, kein Dach mehr, keine Last. Sinnlos stehen sie nun da und recken die Stümpfe in den Himmel, anklagend, weil man sie nicht ganz erschlug.

Mauern, denen man ihre Bestimmung nahm, sind trostloser als zerfetzte Menschenleiber. Jetzt raschelt es im Strauch. Zärtlich leckt Greif seinem Herrn über die heiße Stirn. Sorgfältig zerrt er dem Schmachtenden ruckweise die französische Rotweinflasche in den Bereich der Hand. Der Gefreite trinkt, kaum vermögen die fieberschweren Arme die volle Flasche zu halten, und sie sinkt zur Seite. Rot läuft der Wein über die Lehmflatschen. Mit leisem Gluckern drängt die Luft in das Behältnis nach. Greif, der Hund, sitzt dabei.

Vorsichtig netzt er seine Zungenspitze ein wenig in dem versickernden Saft, um aber gleich an mahlenden Kiefern den fremden Geschmack zu

verreiben. Dann ſtreicht er ſeine Zunge über die Hand des Herrn, der träumend wähnt, man habe ihn endlich gefunden . . . zu Hauſe, auf dem zementierten Hof. Die Hand ſtreckt ſich erlöſt unter der zarten Liebkoſung, und ſeine Augen ſchauen blondes Haar und einen Mund, der liebe Worte ſpricht.

Rechts und links im Tal aber ſpringen Schlag auf Schlag Erdfontänen in den Nachthimmel, und hinter ihnen ſteht die Wand von Rauch und Feuer. Ein paarmal ſchaut der Mond mit kurzem Blick zwiſchen den Wolken auf den Gefreiten und ſeinen Hund.

*

Sechs Monate ſpäter, im Mai des Jahres 1919, ging Gaſton Vivier an einem Morgen zu ſeiner Wieſe zwiſchen dem Kanal und dem Weg auf der Höhe. Hier wuchs vordem, als das große Sterben noch nicht über das Land gegangen war, das beſte Gras ringsum. Sorgfältig ſchritt er Streifen um Streifen ab, las hier eine Handgranate auf und dort einen Zünder. Plumpſend verſchwanden ſie in dem Waſſer des Kanals.

Gaſton ſchritt weiter. Umſtändlich ſteckte er neben einen Blindgänger, der verſtohlen mit dem Zünder eben noch aus der Erde lugte und nur auf einen harmloſen Stoß durch die Pflugſchar zu warten ſchien, einen friſchgebrochenen Zweig. Irgendwo hinter der Höhe, auf der licht der Frühling lag, verklang der langgezogene Warnungsruf der Sprengkolonne. Dann rollte der dumpfe Schlag der Exploſion herüber, die hundert Granaten auf einmal in die Luft blies. Sinnend ſtand Gaſton und ſchaute auf die klare Linie, die den Berg vom Himmel trennte. Der Rauch der Sprengung ſtand wie eine ſtille Wolke in der Ferne.

Doch da drüben . . . er hob die Hand über die Augen. Dort ſtand er ja wieder, der Hund, von dem ſie immer ſprachen, abends im Dorf beim Wein. Einen Gurt ſoll er umhaben mit einem roten Kreuz darauf. Aber er ging die Menſchen an, nachts und auch bei Tage; ſicher hatte er die gefährliche Wut. In den dunklen Regennächten im März hatten ſie ſein Geheul gehört. Schaurig hatte es geklungen, klagend, ſo daß Marie immer den Kopf unter der Decke barg: das ſei kein Hund, das ſeien die toten Soldaten, die keine Ruhe fänden . . . flüſterte ſie dann.

Gaſton dachte daran und mußte lächeln. Da ſcholl das Geheul wie ein langgezerrter Schrei von der Höhe herunter. Dort oben ſtand er, mit einem Gurt um den Bauch, hochgeworfen den Kopf, und man erkannte das jappende Maul.

Er ſprach einen Fluch: Daß er auch keines von den Gewehren bei ſich hatte, es ſtanden doch vier unten in der Baracke; ein franzöſiſches, ein deutſches und zwei Engländer, alle ſorgſam in ölgetränkte Lappen ein-

geschlagen. Da mußte es eben eine Handgranate tun. Unten an der Ferme lagen sie in Haufen, gerade unter dem großen Holzschild, auf dem in schwarzen Buchstaben geschrieben stand: „Dies war die Ferme de Belval. Eigentum der Nation."

Mit langen Schritten eilte Gaston Vivier hinunter, kletterte über den frischgezogenen Stacheldraht, der sein Eigentum von der neuerworbenen Staatstrümmerdomäne schied, und wühlte in dem Haufen der Stiel- und Eier-Handgranaten.

Er griff zwei „Citrons", die gaben gute Splitter, weit über fünfzig Meter, davon würde schon einer das Vieh erwischen. Vorsichtig ging er über den trümmerbedeckten Hof, da stellt ihn ein Knurren, tief aus dem Rachen geholt. Unmittelbar, einige Meter vor ihm, steht am Rande des Granatloches der Hund. Die Ohren hochgestellt, den rechten Fuß ein wenig angehoben, schaut er mit scharfem Blick auf den Eindringling. Keine Furcht steht in den großen Augen des Tieres, kein schrägsuchender Blick wägt die Möglichkeiten einer Flucht. Starr steht er da, und die Sonne macht in dem verschossenen Rot des Kreuzes an seiner Flanke hie und da einen dunklen Fleck schimmern.

„Gleichgültig," denkt Gaston Vivier, „toll oder nicht, jetzt geht's ihm schlecht."

Schnell dreht die Hand die schützende Blechkapsel von dem hölzernen Kopf der Granate. Dann treibt ein leichter Schlag auf das Knie die Zündschraube hinein, ein schwacher Knall springt durch den öden Hof, und Gaston rollt mit kleinem Schwung die Granate dem Hund vor die Füße. Darauf birgt er sich schnell hinter einem Mauerrest.

Greif, der Hund, kennt dieses schwelende Ding da vor seiner Nase, gleich wird es mit tobendem Knall in die Höhe spritzen, auseinanderreißen — sich und alles, was darum ist. Unwillig ruckt seine feuchte Nase unter dem beißenden Gestank, der dem brennenden Zünder entquillt. Er wendet den Kopf zur Seite und schaut dann hinter sich auf die Zeltbahn, unter der noch etwas liegt, schaut auf den Helm, in dem noch etwas ist . . . schaut auf zwei lange Stiefel, die in dem Trichter liegen. Vielleicht denkt Greif auch etwas, aber jetzt steigt der beißende Qualm von dem Ding da vor ihm auch in die Augen: Zwei Tropfen quellen hervor und laufen seitwärts herab. Der eine fällt in den Kelch einer der vielen Mohnblüten, die rings umher stehen, und sie neigt den Kopf. Die anderen ringsum beugt der Wind. Der andere Tropfen fällt zur Erde.

Surrend und zwitschernd reißen sich die Splitter Bahnen durch die Luft und fahren jauchzend in die Höhe. Von oben steigen sie hinab zur Erde, um

zu roſten. Als der letzte vorbeigeflogen war, trat Gaſton aus dem Schutz der zerbrochenen Mauer. Mitten in den roten Blumen lag der Hund, nur oben an ſeinem Kopfe rieſelte ein wenig Blut. Gaſton Vivier ſah die Zeltbahn — — — den Helm — — — und die Stiefel. Auf der anderen Seite lagen, ſchon ganz überwuchert vom Mohn, vier Torniſter, viele Feldflaſchen und Brotbeutel. An allen waren die Riemen zerkaut, die Beutel aufgeriſſen mit ſcharfem Zahn.

Greif, der Hund, hatte ſie gelöſt von den Toten und ſeinem Herrn gebracht, damals, als der wehende Wind noch nicht über den Mohn ging.

Die Hunding-Linie

Weit und einſam dehnt ſich eine Heide.

Matter, ſchräger Sonnenſchein liegt auf ſommertrockenem Gras. Die wilde Biene fliegt. Letzte Blumen wiegen ſich im mittagswarmen Wind.

Am blaßblauen Himmel ziehen weiße Wölkchen langſam, fern, ſteigen über den Horizont, wachſen, ſegeln ins blaue, ſonnige Nichts, zerrinnen.

Die Sonne iſt müde.

Waldſtücke ſtehen ſtill und herbſtgelb.

Viel Birken ſäumen ihre Ränder. Ihr helleuchtendes Herbſtlaub zittert im Wind. Der zieht leiſe ſtreichelnd über das wellige Land, weht vorüber und ſingt ſacht davon in die Ferne.

Einſam war dieſes Land von jeher, einſam wird es bleiben.

Eine weiße Landſtraße geht durch die Heide. Wie ziellos verſchwindet ſie in der Ferne. Irgendwo, weit hinter den langgeſtreckten Erhebungen und den kleinen Wäldern liegt das Städtchen Marle. Von dort kommt die einſame Landſtraße und zieht weiter nach Süden, der fernen Champagne zu.

Bevor die Straße den ſanften Hang jenſeit wieder hinabſteigt, berührt ſie ein kleines Dorf.

Allein und ſpitz ragt ein Kirchturm, graue, niedrige Häuſer ſchimmern im Fernenduft des Herbſttages. La Selve heißt dieſer Ort. Ein Name ohne Kampfklang iſt es; der Krieg kam zu dieſem Ort, ſah ſeine Einſamkeit und ging vorüber. Denn als ſein eilender Fuß von den Höhen des Chemin des Dames herabkommend in dieſe Heide gelangte, folgte er einem weichenden Heer. Und plötzlich ſtieß er hier an eine geheimnisvolle Linie, die ihn zwang, ſich niederzuwerfen und wieder in die Erde zu kriechen.

Aber nicht lange. Wenige Tage nur lagen die französischen Divisionen vor der unsichtbaren Stellung, die nur ein dichtes und sehr breites Drahtverhau zeigte, das sich endlos weit durch die Heide zog.

Das war im Herbst des Jahres 1918.

Und wieder im Herbst, viele Jahre später streifte ich durch diese Heide. Alles war einsam, verlassen und leer.

Aber der Geist und die Kriegserfahrung irgendwelcher Männer hat in dieses Land eine Linie gezeichnet, die nur angedeutet war durch ausgehobene Grasnarbe, durch Markierungspfähle und Drahtverhau, das sich rostig und endlos gen Süden zog.

Sonst fand das Auge kaum einen Anhaltspunkt, der ihm gezeigt hätte, daß hier eine Stellung war, die das deutsche Heer aufnehmen sollte und stark machen zu neuer Verteidigung.

Aber das Schicksal trieb die Deutschen über diese Linie hinweg, so daß sie bald nutzlos und verlassen in der Heide lag. Nur wenige Spuren zeigen, daß hier gekämpft worden; hart, erbittert, aber nur einige Tage und Nächte lang. Dann muß ein Gewaltstoß die Verteidiger zwischen der Ferme de Macquigny und dem Dorf La Selve gezwungen haben, weiter zu ziehen in die Heide, hinüber nach Boncourt und Lappion. Und dann weiter, immer weiter, dem tragischen Ende des November 1918 entgegen.

Wenige Kampfspuren nur sind es, aber sie offenbaren dem wissenden Auge die ganze Tragik eines Heeres, das gedrängt von feindlicher Übermacht den Kampf seines Fatums schlug: Ungebeugt, kriegsgewohnt und aussichtslos.

Diese Hunding-Linie war auf Grund der Erfahrungen eines fast dreijährigen Stellungskrieges quer durch das Land zwischen St. Quentin und Rethel gebaut worden und sollte die Truppen, die ein ungünstiges Kriegsschicksal von dem Sperrwall des Chemin des Dames hinabstoßen würde, aufnehmen und befähigen, härtesten Widerstand zu leisten. Ihrer kriegstechnischen Anlage nach wäre sie wohl dazu imstande gewesen, aber die deutschen Truppen, die sich hinter ihren Verhauen schlugen, waren zahlenmäßig viel zu schwach und durch vier Jahre Krieg ausgebrannt.

Sie hielten diese Stellung als Widerstandslinie für wenige Tage, aber nicht mehr als Ausgangsstellung für neue Siege, denn die gewaltige Macht Amerikas wuchs über den westlichen Horizont.

Sie fanden die vorbereitete Stellung, warfen sich gehetzt und müde hinein, wandten sich, zeigten dem Feinde die Eisenfaust, schmetterten dem Angriff den Gegenangriff entgegen und schlugen sich mit der Ruhe kampferfahrener Landsknechte, hart, nervös, verbissen, mit schmalen Augen und Lippen in die leere, herbsteinsame Heide spähend . . .

Aber in ihnen war nicht mehr die tragende Kraft jener, die nach dem Siege greifen können.

Herbst lag über dem Land, Herbst lag über dem Schicksalskampf des deutschen Heeres.

Wer heute den Spuren der Hunding-Stellung folgt, muß vorsichtig und genau zuschauen, um die fast unsichtbare Verteidigungsanlage zu finden. Diese Stellung bestand nicht aus einer durchgehenden Schützengrabenlinie. Man hatte die Hunding-Linie wohl nach dem Prinzip des elastischen Vorfeldes angelegt und auf ein starres, zusammenhängendes Grabensystem verzichtet.

Ungefähr dreihundert Meter vor den Stellungen lag eine meisterhaft verborgene Tankabwehrlinie. Diese bestand aus schweren Minen, die in geringem Abstande voneinander in die Erde gegraben waren. Der Zündmechanismus war einfach: Zwei Stollenbretter waren in den Boden gelegt, die an ihren Längskanten wie eine Tür mit Scharnieren verbunden waren. Das untere Brett lag flach, während das obere etwas hochgeklappt war und von den Scharnieren in dieser Stellung gehalten wurde. Alles war sorgfältig mit Grasnarbe verdeckt. Kam nun ein Tank angewalzt, so drückte er das obere Brett nieder und brachte so durch das Eintreiben eines an dem oberen Brett sitzenden Stiftes in die Zündung die Mine zur Explosion.

Aber die Hunding-Linie ist dort in der Heide bei La Selve nie von Tanks berannt worden. Noch heute liegt stellenweise die Anti-Tanklinie unter Gras und Kraut verborgen. Nur selten streift ein Mensch durch diese Einsamkeit.

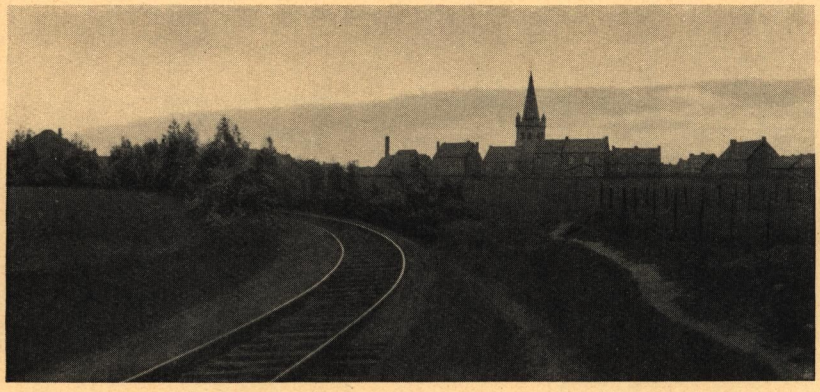
Dann kam zweihundert Meter zurück ein riesiges Drahtverhau. Es spannte sich wie eine rostbraune, doppelte Schlange über das Land. Von einer Anhöhe gesehen sah es aus wie zahllose, aneindergefügte Achten. In der Mitte waren freie Räume, und der Angreifer stand gleichsam vor einer in sich verfilzten, doppelten Drahtlinie, die ihn zwang, sich so zu bewegen, daß er gut flankiert werden konnte.

Dicht hinter diesem Riesenverhau folgte eine Linie von Beton-Unterständen, die wohl nur als Aufenthaltsräume gedacht waren, denn für die

DENKMÄLER

Versteckt im Dickicht steht an der Straße Four de Paris—Varennes noch unzerstört ein Denkmal des 1. Pionier-Rgt. 20.

Nach dem Kriege setzten die Franzosen in der Vaux-Schlucht am Fuße des Hardaumont ein Denkmal mit der anspruchsvollen Inschrift: «Hier kommt niemand durch!» — Der Bürgermeister des verschwundenen Dorfes Vaux stieß, als er den Platz für dieses Denkmal abstecken wollte, an einen Blindgänger und kam durch die Explosion zu Tode.



DORF WYTSCHAETE lag im Jahre 1917 im Mittelpunkte der Riesensprengungen, durch welche die Engländer die deutschen Stellungen des Wytschaete-Bogens vernichteten.
(Links)

DER DELVILLE-WALD im Kampfgebiet der Somme ist heute noch ein riesiges Trichterfeld. In der Mitte steht eine große englische Denkmalsanlage, umgeben von wohlgepflegtem Rasen.
(Rechts)

GESEHEN IN EINEM SCHÜTZENGRABEN BEI VERLOERENHOECK IN FLANDERN
(Links)

SCHÜTZENGRÄBEN
sind nur noch in einsamen Gegenden erhalten. Diese liegen bei Juvincourt — Dammary in der Sissonner Heide.
(Links)

DAS DORF ST. MARIE à PY IN DER CHAMPAGNE
wurde während der Kämpfe vollkommen zerstört. Heute liegt es wieder friedlich in einer gut angebauten Landschaft.
(Rechts)

AN DER STRASSE BLANKENBERGHE—OSTENDE
liegen noch deutsche Unterstände in den Dünen. Diesen hier bewohnt im Sommer eine Frau mit ihren Kindern, um ihre «Notwohnung» den Badegästen gegen Trinkgeld zu zeigen.

IM WALDE VON BOURLON IM DEZEMBER 1917

HEUTE IM BOURLON-WALD BEI CAMBRAI

Maschinengewehre waren an günstigen Punkten besondere Nester erbaut worden. Der mittlere Abstand zwischen den Unterständen betrug ungefähr siebzig Meter. Aber diese Betonklötze waren nicht durch einen Graben verbunden; für den Fall, daß eine starke Besetzung dieser Linie stattfinden sollte, hatte man eine Grabenlinie abgesteckt und für die schanzende Truppe durch Ausheben der Grasnarbe und in den Wäldern durch Niederlegung der Bäume und Entfernung der Wurzelballen vorbereitet. Alle Unterstände hatten Nummernschilder und eigenartigerweise eine Holzkappe über dem Loch für das Ofenrohr, wohl zum Schutz gegen den Regen und eindringende Feuchtigkeit. Diese Holzklappen standen wie kleine Männchen im Gelände und bezeichneten so gut sichtbar jeden Unterstand. Im Kampf sollten sie wohl entfernt werden. Aber daran, daß diese Holzkistchen heute noch stehen, ist zu erkennen, daß diese Truppe nur kurze Zeit in dieser Stellung kämpfte.

Auf diese erste Unterstandslinie folgt eine zweite, die auf Lücke gestellt war. Streckenweise findet man eine dritte, so daß sich beim kartenmäßigen Aufblick eine schachbrettartige Gliederung zeigt.

So liegen diese Betonklötze, überwachsen von Gras und Kraut, fast unsichtbar in dem einsamen Land. Man findet zerrottete Ledergasmasken darin, leere Konservenbüchsen, Stahlhelme, Drahtbetten, und in einem verborgenen Waldunterstand fanden sich noch einige Nummern der Münchener „Jugend".

Diese Linie war nun ganz besonders sorgfältig mit Maschinengewehr- und Minenwerfernestern durchsetzt. Alle beherrschenden Hügelkämme und Geländekuppen bargen diese geheimnisvollen, gänzlich unsichtbaren Anlagen. Meistens sind es Stollen mit zweifachem Ausgang, die feindwärts einen senkrecht nach oben führenden Schacht haben.

Es ist eigenartig, daß man überall in dieser Linie solche senkrechten, oft bis zu acht Meter tiefen Schächte findet, deren Bedeutung auch dem Frontsoldaten, der mit dieser Art Anlagen nicht vertraut ist, nicht ganz klar wird.

Gegenüber der Ferme de Macquigny sind ein halbes Dutzend solcher Schächte. Es sind wohl Verteidigungswerke, die aus irgendeinem Grunde nicht vollendet wurden. Morsche Leitern führen hinab, und man findet in der Tiefe manchmal Hämmer, alte Azetylenlampen und kleine Spitzhacken.

Noch viele Anlagen aller Art liegen innerhalb und hinter dieser Linie. Artillerie-Beobachtungsstände auf hohen Bäumen, in die Erde gesenkte, offene Betonkästen, die aussehen wie Pferdetränken oder Sammelbecken für

Regenwasser, Munitionsstollen, ausgeschachtete Batteriestellungen, die sorgfältig abgedeckt sind, und in denen nie ein Geschütz stand, tief im Walde versteckte Sanitätsbaracken, durch deren halbzerfallene Dächer die Sonne und die Wolken schauen, Feldbahngleise, gemauerte Backöfen von Feldbäckereien, unter denen Kaninchen ihre Löcher gegraben haben, Signalstationen, kleine Munitionslager, welche die Sprengkolonne nicht fand ... über allem leuchtet die mildwarme verträumte Herbstsonne, in der Ferne quarren Krähen und ziehen trägen Flügelschlags irgendwohin.

Vom Waldrand auf einer kleinen Anhöhe schaut man weit hinüber nach einer ganz fernen, schmalen Höhenlinie, die in der sonnigen Luft verblaut: das ist der Chemin des Dames.

Irgendwo steigt eine Lerche mit hellem Lied, zart klingt der Gesang durch die müde Stille, der Wind kämmt das gelbe Haar der schlanken Birken am Waldrand und zieht davon in die Heide.

In den wenigen Grabenstücken, in denen Widerstand geleistet wurde, liegen noch einige Gewehre, Maschinengewehrgurte, kleine Minen und Helme.

Dieser Abschnitt muß verlassen worden sein, ehe es überhaupt zum Nahkampf kam. Hier fanden wahrscheinlich nur Rückzugsgefechte statt.

Da ist ein kleines Loch, in dem gerade zwei Mann hocken konnten. Der charakteristische Haufen leerer Patronenhülsen zeigt, daß hier ein Maschinengewehr stand.

Der eiserne Schraubpfahl des Verhaus, der vier Meter vor dem Loch steht, trägt noch Geschoßspuren. Die Schützen schossen wohl bei Nacht, und das helle Kling des getroffenen Eisenstocks ging im Hämmern des Gewehrs unter.

Gegenüber, am Rande der Straße, steht ein Telegraphenpfahl. Er trägt ebenfalls Geschoßspuren des Maschinengewehrs und seine abgerissenen Drähte pendeln leise im Wind.

An der Straßenböschung liegt tief versteckt im Grase ein französischer Helm, ein verrostetes Gewehr, dessen Holzteile schon fast gänzlich verfault sind, ein Umhängebrotbeutel ... letzte vergehende Spuren eines Geschehens, dessen Einzelheiten niemand mehr kennt.

Man schaut über das einsame Land, schaut in das letzte Abendgold des sinkenden Tages.

Matt leuchtet die ferne Sonne, und es ist, als habe die Hunding-Linie mit ihren geheimnisvollen Runen ein Wort in dieses Land gezeichnet: Vergebens ...

Der Wiederaufbau

Man fährt hinein nach Frankreich und kommt zur ſinkenden Nacht in St. Quentin an. Vom Abteilfenſter aus ſah man im Vorbeirollen kleine und große Häuſer noch ebenſo zerſtört in Trümmern liegen wie man ſie im Jahre 1918 als deutſcher Soldat verlaſſen und im Jahre 1920 unverändert wiedergefunden hatte.

Nun ſind auch darüber viele Jahre hingegangen.

Jahre mit viel politiſcher Diskuſſion über Reparationen, Jahre, in denen Eiſenbahnzüge mit jeweils Hunderten von Waggons Material für den Wiederaufbau nach Frankreich hineinrollten. Und manchen langen Monat von dieſen vielen Jahren klebten über den traditionellen Skandalſpalten der Pariſer Blätter die Aufſchriften über die neueſte Korruptionsaffäre beim Wiederaufbau. Dieſe Dinge gehörten zum gewohnten Diskuſſionsthema des franzöſiſchen Bürgers beim Wein, und ſie wurden überall in der Öffentlichkeit mit einem geradezu vorbildlichen Freimut behandelt und beklagt.

Und jetzt geht man die breite, ſteil anlaufende Hauptſtraße von St. Quentin hinauf. Trümmer immer noch, Brocken überall, vernagelte Fenſterhöhlen, deren Holz längſt vermorſcht iſt.

Renommier-Ruinen . . .?

Ich glaube kaum, wenn man bei der Beobachtung des Landes aus dem Abteilfenſter manchmal auch faſt den Eindruck hat. Wenigſtens reagieren die ſenſationshungrigen Fremden prompt darauf.

Man wandert alſo durch die ſchlecht beleuchteten Straßen dieſes kleinen Provinzſtädtchens St. Quentin, das ſchon gegen acht Uhr ſchlafen geht, und überlegt, ob man bei dieſem Stand des Wiederaufbaues im Hotel nicht mit einem undichten Notdach über dem Kopf werde vorlieb nehmen müſſen.

Doch es kommt gänzlich anders. Man läßt ſich anlocken von einem hellbeleuchteten Schild, auf dem aller Komfort moderner Hoteltechnik angeprieſen wird, klettert eine mit ſchönen Läufern belegte Treppe im Bahnhofsviertel empor und findet oben in einem anſpruchsvoll ausgeſtatteten Vorraum einen Mann mit aufgeſchlagenen Hemdsärmeln, der ſich nach den Wünſchen des Herrn erkundigt.

„Ein Zimmer bitte ich, recht einfach."

„Sofort, mein Herr, bitte nehmen Sie einen Augenblick Platz."

Ich warte, und bald kommt er in einem wohl sitzenden Cut und angetan mit weißem Kragen als Hoteldirektor wieder. Ist äußerst höflich, sehr zuvorkommend, errät alle Wünsche. Durch die Etagen mit langen Gängen führt der Weg — aber schweigende Einsamkeit ist überall. Mein Begleiter will ein Zimmer öffnen, aber der Schlüssel paßt nicht, sperrt sich.

Hallend tönt sein Schritt durch die langen Gänge, als er hinunter geht, um einen anderen zu holen. Unterdessen schaue ich mich um: Zimmer an Zimmer, doch kein Ton, kein Geräusch von einem Menschen, alles ist wie verhext.

Endlich kommen die Schritte wieder, der passende Schlüssel ist gefunden, — genau gesagt: er paßt nur halb, man kann aufschließen damit, aber nicht wieder zu.

Ich mache Bedenken geltend, doch da meint dieser Hotelier mit bestrickendem Charme: „Oh, haben Sie keine Sorgen, niemand ist da, der Ihnen etwas nehmen könnte — Sie sind mein einziger Gast!"

Das ist mir aber nun doch zu dumm: Die langen Korridore, die endlosen Reihen von Zimmertüren? Und ich der einzige Gast . . . Was geht hier vor? „Haben Sie Typhus im Hause?" frage ich etwas beklommen, denn der Typhus war gerade überall auf den Dörfern, wo ich durchgekommen war, unterwegs.

Aber da macht der nette runde Mann da vor mir beschwörende Gesten und versichert fünf Minuten lang, daß in ganz St. Quentin von Typhus kein einziger Bazillus anwesend sei. Und erst in seinem Hause, dem modernsten von ganz St. Quentin!

„Nur keine Gäste kommen," schließt er traurig seine Rede.

„Sechzig Zimmer habe ich — sechzig!" betont er nochmals — „mit Möbeln aus edelstem Holz, fließendes Wasser, warm und kalt — das warme funktioniert zurzeit leider nicht —, Bad, W.C., elektrisch Licht, alles, was Sie wollen."

Dann geht er davon und dreht sorgsam das Licht auf dem langen Gang aus: Er muß sparen!

Sechzig Zimmer und ein einziger Gast.

Dies gibt sehr zu denken. Es scheint mir beinahe typisch für die Methoden, die bei dem Wiederaufbau angewandt wurden: Da setzte man, wohl in dem ersten Zahlenrausch über die erhaltenen Reparationssummen, einen Hotelkasten von sechzig Zimmern hin, stattete ihn mit allem Guten und Vornehmen aus, was es für solche Zwecke gibt, und jetzt stellt sich her-

aus, daß gar niemand in dieſes kleine Neſt St. Quentin kommt, der nicht ſeit dem Großvater und der Urgroßmutter hierher gehört.

Und ſicherlich iſt das nicht der einzige Schildbürgerſtreich, den man ſich mit den leicht erhaltenen Geldern in St. Quentin wie auch ſonſt überall geleiſtet hat. Ich ſah in dieſem Städtchen noch zwei oder drei Hotels; wahrſcheinlich haben die ähnlich große Räume und eine ähnlich niedere Frequenz an Gäſten und ſchauen ebenfalls auf die noch immer wohlerhaltenen Trümmer der Wohnhäuſer der Bürger Frankreichs.

Mein Hotelier im Cut kommt mit friſchen Handtüchern, erzählt mir, daß er früher Oberkellner in Paris geweſen, und noch viel anderes mehr. Es iſt, als habe er gemerkt, daß mir dieſe Ehre, der einzige Gaſt in einem Hotel von ſechzig Zimmern zu ſein, tiefer zu denken gibt, als es vielleicht notwendig wäre.

Und darum erzählt er plötzlich: „Manchmal ſind allerdings faſt alle Zimmer beſetzt, dann kommen nämlich Deutſche, in Trupps zu dreißig und vierzig, um den großen Friedhof in der Nähe zu beſuchen.“

Deutſche alſo die einzigen Gäſte! Frankreich baute mit deutſchem Gelde ein für die kleine Stadt rieſiges Hotel, wohl in der Hoffnung, es ſo den Schlachtfeldbummlern aus Amerika recht heimiſch und bequem zu machen. Die aber kamen nicht in ſolchen Maſſen. Es kamen nur deutſche Väter, deutſche Mütter, um draußen vor der Stadt ihre Söhne auf dem großen Felde zu beſuchen.

Die, für die es ſicher nicht gebaut wurde, wohnen jetzt gegen ſehr geringes Entgelt in den Zimmern mit den Kirſchbaummöbeln mit allem Komfort.

Es ſteckt irgendwie ein kleines Stück Gerechtigkeit in dieſer Reparationsfarce.

Bezeichnend, unendlich aufſchlußreich aber iſt es, daß in St. Quentin ſechzig komfortable Zimmer leerſtehen, während draußen auf dem Lande noch immer Leute in Wellblechbaracken und in naſſen Dachpappenbuden hauſen, die flüchtig in die zerſtörten Reſte der alten Gebäude hineinkonſtruiert ſind.

Dieſe Syſtemloſigkeit mag ein Charakterzug des galliſchen Weſens ſein, der einem Deutſchen um ſo mehr auffällt, als unſer Volk einen ſtrafferen Intellektualismus im Gegenſatz zu den romaniſchen Raſſen aufweiſt.

Während des Krieges war der Franzoſe ſich ſehr wohl über den menſchlichen und militäriſchen Wert unſerer Leiſtungen völlig klar, und da das Volk und der Frontſoldat durch die Zeitungspropaganda über unſere Knapp-

heit an allem, was zum Kriegführen notwendig ist, unterrichtet waren, so stand die französische Nation immer wieder vor der erstaunlichen Tatsache der moralischen und materiellen Stoßkraft unserer Armeen.

Als Erklärung für diesen Widerspruch wurde der Popanz der „Organisation allemande" geschaffen, von deren Wirken und Können man naivphantastische Vorstellungen hatte. Ich habe unzählige Male von französischen Soldaten die Worte gehört: „Ja . . . eure Organisation ist viel besser als die unsere, damit macht ihr alles!" Gewiß war diese oft etwas gemacht wirkende Bewunderung auch ein heimlicher Entschuldigungsgrund für die eigenen Fehler, aber sie hat doch ein gutes Stück Wahrheit in sich.

Was dem Franzosen an Organisation und straffer Systematik in der Durchdringung von Plänen ermangelte, ersetzte er durch seinen nie zu erstickenden „Elan" und durch eine zähe Begeisterung, die bei uns zwar lange vorhanden war, an deren Stelle jedoch später der Pflichtbegriff und die harte Gewöhnung an das Unabänderliche traten.

Aber der mangelnde Sinn für systematische Lösung einer Aufgabe trat gleich zu Anfang, als man die Schlachtfelder aufzuräumen und einzuebnen begann, in manchmal erheiternder Deutlichkeit hervor. Der Franzose war zweifellos der riesigen Aufgabe des Wiederaufbaus der zerstörten Gebiete nicht gewachsen, und heute sieht man, daß zwar alles wieder so ziemlich wiederhergestellt ist, daß aber kein großzügiger und genau durchdachter Plan dem Wiederaufbau zugrunde lag.

Ich entsinne mich gut, daß im Frühjahr 1919, als das große Aufräumen begann, auf den Schlachtfeldern mehr umhergewühlt und herumgemurkelt wurde, als daß man wirklich ordnende und aufbauende Arbeit geleistet hätte. Mit einer halb wehmütigen Freude erinnere ich mich an einen Gefangenen in unserem Lager am Chemin des Dames; dieser Mann war Ingenieur und Tiefbautechniker. Er saß des Abends in der Baracke und grübelte darüber nach, wie das Aufräumen und der Wiederaufbau technisch und wirtschaftlich wirkungsvoll angefaßt werden müßten, entwarf Pläne und zerbrach sich den Kopf über eine Sache, die ihm als Deutschen und Gefangenen doch so gleichgültig hätte sein können wie die Bewässerung des Mondes. Aber es ging ihm gegen sein Gewissen als Ingenieur und Fachmann, die systemlose Wühlerei ruhig anzusehen, ohne wenigstens zu überlegen, wie man es besser machen könne. Er war eben ein Deutscher.

Wenn man heute die alten Kampfgebiete der Westfront offenen Auges durchstreift und sich den Anblick vergegenwärtigt, den diese Gebiete während der Kriegsjahre boten, so ist man zuerst erstaunt, wie gründlich eigentlich alle Spuren der Zerstörung getilgt sind.

Auf weiten Strecken ehemaligen Frontgebietes muß man förmlich ſuchen, um noch Spuren des großen Zerſtörens zu entdecken.

Das Land als ſolches, Acker, Wald und Wieſe, hat den Krieg wohl zuerſt überwunden. Wie oft drängte ſich wohl jedem Frontſoldaten, wenn er das zerwühlte Land betrachtete, der Gedanke auf: Ob es wohl je gelingen wird, dieſen Boden wieder einzuebnen, das Land wieder in anbaufähigen Zuſtand zu ſetzen. Zum mindeſten — ſo dachte man — wird es viele Jahrzehnte dauern, um die Spuren, die am tiefſten eingeriſſen wurden, zu tilgen.

Aber es iſt nicht ſo: Die Natur hat faſt alle Wunden der Erde geheilt; die Wieſen ſtehen in ſaftigem Gras, die angeſchoſſenen Bäume haben ſich neu begrünt, und die gänzlich zerhauenen Wälder zeigen heute drei bis vier Meter hohes Jungholz, aus deſſen Blattwerk nur hier und da die bleichen, entrindeten Stammreſte der geſtorbenen Bäume lugen. Bisher iſt jedoch nur an ſehr wenigen Stellen etwas von gründlicher und ſachgemäßer Aufforſtungsarbeit zu bemerken, wie überhaupt die franzöſiſche Forſtwirtſchaft ein Stiefkind der Verwaltung iſt. Nur in der Nähe von Städten und Ortſchaften hat man mit den Baumleichen aufgeräumt; ſo ſind beſonders die für die franzöſiſche Landſtraße typiſchen Pappeln, ſoweit ſie zerſchoſſen waren, beſeitigt und durch Jungbäumchen erſetzt.

Beſonders fällt eine Tatſache auf: Die zahlloſen Granattrichter ſind bis auf das Gebiet von Verdun faſt gänzlich verſchwunden. Und dieſe Erſcheinung wirkt heute auf den Beſchauer, der in ſeiner Erinnerung öde Trichterfelder ſieht, als bewahre ſein Gedächtnis ein Trugbild: Alles iſt eben, alles iſt grün, und Korn-, Kartoffel- und Rübenfelder dehnen ſich, wo einſt das Trommelfeuer tobte.

Zwar hat man nach dem Kriege die Trichter und Schützengräben zum großen Teil mit Spaten und Hacke eingeebnet, aber die Mehrzahl der Granatlöcher machten Regen, Wind und tauender Schnee dem Boden gleich. Im Laufe von vielen Jahren ſind die Trichter, ſoweit ſie in weichen Boden geſchlagen waren, kleiner und flacher geworden, immer mehr deckten Gras und Blumen die Vertiefung, und heute ſchaut das Auge über Wieſen, die nur dem genauen Beobachter verraten, daß hier einſt ein Trichtergelände geweſen. Die Acker ebnete die Pflugſchar viel ſchneller ein als man wohl glauben möchte. Und ſo ſind beiſpielsweiſe in Belgien die Einwirkungen des Krieges auf die Landwirtſchaft nahezu beſeitigt: Im Jahre 1913 betrug die bebaute Fläche in Belgien 1 807 172 Hektar, 1926 ſchon wieder 1 786 750 Hektar. Von 80 000 Hektar, die verwüſtet waren, ſind alſo 75 Prozent für produktive Zwecke zurückgewonnen. Der Viehbeſtand hat

sich dem von 1913 wieder angepaßt, ebenso die Ertragsfähigkeit des Bodens. Auf dem Hektar wurden durchschnittlich vor dem Kriege 24,17 Doppelzentner geerntet. Und bereits im Jahre 1926 waren es 24,10. —

Die Drahtverhaue wurden geschnitten, die Stücke gebündelt und zu Stapeln geschichtet. Dann fuhr man sie als Schrott ab und übergab sie dem Hochofen. Nur begrenzte Stellen der Westfront sind gänzlich unberührt von der ordnenden Hand des Menschen geblieben und wurden den Büschen, dem Gras und den Blumen überlassen. So zum Beispiel das Schlachtfeld von Verdun, große Teile der Champagne und des Chemin des Dames.

Der Gesamteindruck, den man von den Schlachtfeldern der Westfront heute mitnimmt, ist ein großes, stilles Staunen über die Kraft der Natur, alles zu heilen, zu erneuern und zu glätten. Aber was nur die Menschen wieder aufbauen konnten, die Häuser, Dörfer, Städte, Bahnen und Brücken, sie zeigen in ihrer heutigen Gestalt viel Systemlosigkeit.

Zwar sind die Wege, Eisenbahnen und Brücken überall wieder in bester Ordnung. Besonders die Landstraßen sind sämtlich wiederhergestellt, und man fühlt die Tradition des großen Napoleon, der Frankreichs gute Straßen schuf. Auch mögen militärische Erwägungen hierfür maßgebend gewesen sein. Denn von dem Tage an, da General Gallieni auf Automobilen aller Art aus Paris heraus dem General von Kluck während der Marneschlacht in die Flanke stieß, bis zu den Tagen der großen Offensiven des Jahres 1918 benutzte die französische Heeresleitung in weitestgehendem Maße Lastautos zur schnellen Bewegung ihrer Kampftruppen.

Dort, wo diese neuen Straßen durch viel umkämpftes Gelände laufen, macht man eine eigentümliche Beobachtung: Der Schotter der Straßendecke ist mit zahllosen Granatsplittern durchsetzt, die in den Kleinschlag hineingewalzt wurden. Ich habe bei Bouchavesnes und an der Monacu-Ferme im Somme-Gebiet einmal versucht, die Anzahl der Splitter im Straßenschotter zu zählen und kam auf mindestens sechzig Stück pro Quadratmeter.

Aber nirgends trat das planlose und stückwerkartige Arbeiten beim Wiederaufbau stärker hervor, als bei der Neuerrichtung von Städten und Dörfern.

Es wäre zweifellos für die französischen Architekten eine äußerst reizvolle und sehr dankbare Aufgabe gewesen, die völlig zerstörten Wohnstätten der Bevölkerung nach den Grundsätzen einer neuzeitlichen Baugestaltung und unter Verarbeitung dessen erstehen zu lassen, was man geschmacklich in der Architektur erreicht hat. Man hatte doch ein weites, in jeder Hinsicht vollkommen freies Betätigungsfeld für ein architektonisches Schaffen, da es galt, Gehöfte, Dörfer und oft große Städte völlig neu zu errichten.

Welche Möglichkeiten boten sich hier dem Baumeister! Er hatte die nie wiederkehrende Gelegenheit, große Dörfer und ganze Stadtteile völlig neu zu gestalten; er konnte den baulichen Charakter des verschwundenen Dorfes und der zerstörten Stadt wahren und der Tradition gemäß neu aufleben lassen. Er konnte dem Wesen der Landschaft und der Bodengestaltung gemäß seinen Bauten einen eigenen, sich harmonisch in die Umgebung einfügenden Stil schaffen, er konnte seine Baufluchtlinien ganz nach seinen Intuitionen als Praktiker und Künstler ziehen und in der Gestaltung von Durchsichten und Straßenbildern sein Können beweisen — wahrlich eine Aufgabe, die Freude am Schaffen und Gestalten wecken mußte.

Aber es sei gleich gesagt: Frankreichs Architekten haben versagt, sie hätten unter demselben Material- und Arbeitsaufwand unendlich viel mehr erreichen müssen.

Wiederum muß zugegeben werden, daß es an gewissen Orten erforderlich war, weitestgehende Rücksicht auf das historische Gesamtbild eines Stadtteils zu nehmen, da seine ehemalige architektonische Gliederung wert war, erhalten zu bleiben. So hat man den Marktplatz von Arras fast genau so wiedererstehen lassen, wie er vor der Zerstörung aussah. Und das ist in diesem Falle gut und schön.

Aber in den meisten Fällen war eine derartige Rücksichtnahme eine Verschlechterung in jeder Beziehung, und es ist geradezu erheiternd, zu sehen, daß in den Orten der Champagne und des Somme-Gebietes wieder dieselben unschönen und lichtlosen Bauten mit wenigen kleinen Fenstern zu sehen sind, die man füglich als Dreikäserentner-Schlösser bezeichnet, da sie oft nicht mehr als wenige Meter Straßenfront zeigen.

Im großen und ganzen ist jedoch bei den öffentlichen Neubauten, den Schulen, Polizeistationen und Bürgermeistereien ein gewisser Wille zur Verschönerung zu bemerken, und da alles noch den Glanz des Neuen hat, wirken diese Gebäude ganz ansehnlich.

Doch nirgends spürt man, wenn man die neuen Dörfer und Städte durchwandert, die künstlerisch beseelte Hand eines Mannes, der mit dem Blick für das architektonisch Wirksame die Bauten errichtet hätte, und der niederdrückende Gesamteindruck ist der: Jedes Haus entwarf und baute ein anderer!

An einem Straßenzug haben sich ebensoviele Architekten betätigt, als Häuser vorhanden sind. Es sieht aus, als habe einer den andern ärgern wollen, indem er sich nicht um den Entwurf seines Nebenmannes kümmerte und gerade so baute, wie es die Gesamtwirkung am meisten beeinträchtigte.

Man muß ein solches Gebaren gegenüber einer künstlerisch so dankbaren Aufgabe zum mindestens als systemlos bezeichnen. Man kann es nur durch gallische Unbekümmertheit erklären.

Wir haben ein Recht so zu urteilen — ganz abgesehen davon, daß alles mit Reparationsgeldern gebaut ist —, weil deutsche Architekten bei Siedlungsbauten, Arbeiterkolonien und den sogenannten Gartenstädten Hervorragendes mit oft geringen Mitteln in allen Teilen Deutschlands geschaffen haben. Es wäre ein leichtes gewesen, auch in Frankreich durch planmäßige Entwurfarbeit den geschmacklichen Wirrwarr zu einem architektonisch schönen und wohltuenden Gesamteindruck zu klären, ohne dabei einen Baustein oder Dachziegel mehr zu benötigen, als man jetzt verwandt hat.

Oder haben die französischen Baumeister diese Aufgabe Stümpern und Maurergesellen überlassen? Man könnte es fast glauben.

Aber es ist eine Eigentümlichkeit gallisch-romanischen Wesens, die Baukultur nur sehr oberflächlich auf die eigentlichen Wohnbauten anzuwenden. Dem Franzosen fehlt, wie in noch größerem Maße dem romanischen Südländer überhaupt, das Gefühl für Wohnungskultur, sowohl in der Innenausstattung als auch in der äußeren Formgebung. Wenn man in dieser Hinsicht Frankreich und Deutschland vergleicht, so muß jeder objektive Beobachter ein Urteil fällen, das mehr oder minder zuungunsten der Franzosen ausfällt.

Auch fällt dem aufmerksamen Beobachter auf, daß man die Dörfer zwar wieder neu errichtet hat — meistens neben den Ruinen der alten Ortschaft — aber die Reste der zerstörten Häuser ließ man zu einem großen Teil in ihrer grauen Trostlosigkeit stehen. Warum? Auf dem flachen Lande kann von Renommierruinen wohl kaum die Rede sein, also dürfte nur Gleichgültigkeit gegen diese die Landschaft verunzierenden Trümmer der Grund sein. Systemlosigkeit auch hier . . . ob Ruinen da sind oder nicht, niemand kümmert es.

An anderen Stellen wiederum hat man das neue Dorf mit einer gewissen heimattreuen Hartnäckigkeit genau auf die Schuttschicht des alten gesetzt, obwohl es nach der ganzen Fluchtlinienführung des zerstörten Ortes und der Beschaffenheit des umgebenden Geländes besser und einfacher gewesen wäre, das neue Dorf daneben aufzubauen und nunmehr die Fehler der alten Fluchtlinienführung auszumerzen. Daß bei diesem Vorgehen nicht irgendwelche Bedenken in Hinsicht auf das Liegenschaftsrecht maßgebend gewesen sind, ergibt sich daraus, daß in anderen Dörfern frühere Feldmark als Bau-

grund benutzt wurde. Auch hier offenbart ſich eine befremdend wirkende Planloſigkeit.

Aber es muß auch noch von jenen Dörfern geſprochen werden, die der Krieg erſt zerbrach, dann zu formloſen Trümmern zerſtampfte und ſchließlich zu Geſteinsſtaub zermahlen hat, ſo daß oft nur noch ein hellerer Fleck im Trichtergelände dem Soldaten Kunde davon gab, daß dort einſtmals eine Wohnſtätte der Menſchen geweſen. Von dieſen baute man nicht alle wieder auf. Hier offenbart ſich ein pietätvolles Gedenken an die Taten jener Männer, die dieſe Orte mit ihrem Blute geheiligt haben.

Man ſteht ergriffen vor den Stellen, von denen nur noch ein Name iſt, der einſt unbekannt war, dann ein Trümmerfeld bezeichnete und ſchließlich über einem Nichts ſchwebte ... für jetzt und für alle Zeiten. Nur in der Geſchichte werden dieſe Orte weiterleben und in den Herzen derer, die ſie mit dem Tod als Weggefährten beſchritten. Viel ſolcher Orte findet man.

Der Sommerwind weht darüber hin, im Herbſtregen jagen graue Wolken über dieſe Stätten, und im Winter deckt ſie weißſchweigender Schnee. Einſamkeit iſt über ihnen und die Erinerung jener, die das Schickſal dort nicht ſterben hieß.

Der Gefangene

Der Kriegsgefangene ſaß in einer warmen Spätſommernacht auf einem großen Meilenſtein am Rande einer franzöſiſchen Landſtraße.

Dunkel und ſtill war es ringsum.

Die Straße zog als matthelles, breites Band in die Nacht.

Drüben ſtand die ſchwarze Linie eines Waldes. Der Mann auf dem Meilenſtein griff in die Taſche und drehte ſich eine Zigarette, wie er es bei den franzöſiſchen Soldaten gelernt, die ihn bewacht hatten.

Jetzt war er frei . . . hier, in der Nacht.

Frei als Flüchtling, da kein Stacheldrahtzaun ſeine Schritte auf ein beſtimmtes Viereck begrenzte; aber immer noch Gefangener des großen Landes, ſoweit es Frankreich hieß.

Er beugte ſich weit vor und ließ das Streichholz in den hohlgewölbten Händen aufbrennen. Zündete die Zigarette an.

Dann ſchaute er um ſich und horchte mißtrauiſch in die ſtille Nacht.

Wie ein gehetztes Raubtier kam er ſich vor, das aus ſeinem Käfig ausgebrochen iſt.

Als das Streichholz aufflammte, huſchte der Schein über ein ſchmales Geſicht; zwiſchen den zuſammengezogenen Augenbrauen lag eine harte Falte. Niemand hatte früher dieſen lauernden Ausdruck in den umſchatteten, blauen Augen geſehen.

Krieg und Todesnot, Strapazen, der Druck der langen Gefangenſchaft mit ihrem nie endenden Hunger hatten dieſen Mann zu einem anderen gemacht.

Der hier einſam in der Nacht auf einem Meilenſtein ſaß, war ein Ruheloſer, ein Gehetzter. Ruhelos im Geiſte und in der Sehnſucht, gehetzt von Menſchenbosheit und eigenem, immer brennendem Freiheitsdrang.

Ein Flüchtiger, ein Wehrloſer ſeit Jahr und Tag.

Ein Hungernder nach allem Schönen und Frohen, was dem Leben Glanz verleihen konnte, ein Hungernder, der wochenlang nach einem Stück Brot gierte mit allen Gedanken; der darob faſt vergaß, daß der Menſch nicht nur Bauch iſt.

Das war der Gefangene, der P. G. Nr. 2728.

Der Kriegssturm hatte diesen Soldaten in der Masse der anderen über die Fronten vieler Länder gewirbelt, bis irgendwo französische Jäger aus wilden Kämpfen einen gebrochenen und vom Trommelfeuer halb irren Mann zogen. Das war der Kriegsgefangene Nr. 2728.

Dann, in den vielen Lagern, hatte er sich merkwürdig schnell gute französische Sprachkenntnisse angeeignet. Mit seinem Schulfranzösisch konnte er zuerst nichts anfangen, denn das gesprochene Wort klang ihm wie eine gänzlich fremde Sprache; es hätte auch Chinesisch sein können. Aber bald gewöhnte sich sein Ohr an den Rhythmus und die Klangfarbe. Auch erkannte er, daß die Beherrschung des Französischen gleichsam eine Waffe gegen seine Unterdrücker und Sklavenhalter war, und bemühte sich mit zäher Energie, es schnell zu erlernen.

Als ihm nach einem Jahr im Steinbruch ein Zivilist sagte: „Ah, mon vieux, vous parlez presque parfaitement français et vous n'avez aucun accent!" wurde des Gefangenen langgehegter und sorgfältig vorbereiteter Plan zur Ausführung reif.

Er stahl in der Bureaubude Zivilkleidung und ging in derselben Nacht auf die Wanderschaft, wie es allgemein genannt wurde.

Nun war er schon zwölf Nächte unterwegs.

Bei Tage verkroch er sich wie ein Raubtier im Wald, in Kornfeldern und am Rande von buschbestandenen Wasserläufen und schlief.

Sein Proviant reichte noch für ungefähr vier Tage. Dann mußte er stehlen, wenn sich die Gelegenheit bot.

Nun saß er am Rande der nächtlichen Straße und starrte in das Dunkel.

Ab und zu glomm der Lichtpunkt seiner Zigarette auf, die er vorsichtig in der hohlen Hand verbarg.

Er war sehr müde.

Der Hunger saß ihm wie ein pressender Druck auf dem Magen. Aber er durfte jetzt nicht essen, denn sein Proviant war knapp.

Bisher hatte er nur selten einen Menschen auf seinen nächtlichen Wanderungen getroffen. Die Leute waren meistens mit freundlichem Gruß an ihm vorübergegangen, und er hatte laut und höflich den Gruß zurückgegeben.

Noch niemand hatte ihn angehalten.

Einem streifenden Hund, der ihn vor zwei Nächten in der Nähe eines Dorfes laut bellend anging, hatte er seinen Stock ins Kreuz geschlagen. Dann noch ein Hieb über den Kopf, und das Tier regte sich nicht mehr.

Hunde und Gendarmen, das waren seine größten Feinde.

Wiederum konnte er mit seiner Kleidung gut vor kritisch musternden Augen bestehen. Der Patron im Steinbruch war einen schönen Sportanzug

losgeworden. Plötzlich lauſchte der flüchtige Mann in die Nacht, ſeine Augen ſuchten. Eine Geſtalt ſtand mitten auf der Straße.

Der Kriegsgefangene fühlte einen ſtechenden Ruck im Herzen.

Verflucht . . . was war das für ein Kerl?

Ein Gendarm? Aber dieſe Brüder gingen immer zu zweien.

Der Mann auf der Straße ſah jetzt herüber.

Der Gefangene ſtand vorſichtig auf und trat etwas ſeitwärts.

„Salut!", ſagte der Mann, der aus der Nacht kam.

Verdammter Hund! dachte der Flüchtige. „Salut!" antwortete er.

Der fremde Mann vor ihm hatte ein altes Soldatenkäppi mit vorſtehendem, eckigem Schirm auf, und einen Stock in der Hand.

Ein Flurwächter . . . dachte der Gefangene und wollte vorüber.

Da vertrat ihm der Kerl den Weg.

„Wer ſind Sie?"

„Ich komme von dort . . ." und er zeigte mit dem Finger in die Richtung, wohin er wollte.

„Das geht mich wenig an, wer Sie ſind, will ich wiſſen!"

Der Gefangene fühlte eine dumpfe, gehäſſig-heiße Wut gegen dieſen Kerl, der ihm den Weg zur Freiheit verſperren wollte. Wieder eingefangen, waren ihm zwei Monate Einzelhaft bei Waſſer und Brot gewiß; und dieſer da bekam fünfzig Franken für den eingefangenen Boche.

Er machte eine fahrige Bewegung, als wolle er weiter; ihm fiel blitzſchnell ein, daß er einen geſtohlenen Anzug trug, das gab Kriegsgericht, Zwangsarbeit, Avignon.

Da griff der Mann mit dem Käppi nach ſeiner Taſche. Eine ganz ſchnelle Bewegung war es.

Der Hund ſchießt! ſchrie es in dem Gefangenen. Wie eine Viſion ſah er ſich plötzlich wieder im Nahkampf in dem franzöſiſchen Graben.

„Freiheit!" knirſchte er zwiſchen den Zähnen hervor und ſchlug dem Fremden blitzſchnell den Stock quer ins Geſicht. Der taumelte, wollte ſich mit einem dumpfen Laut vorwärts ſtürzen . . . da traf ihn ein zweiter Hieb über den Kopf.

Das Käppi flog in den Straßenſtaub, der Mann brach in die Knie, wälzte ſich, ſtöhnte.

Der Gefangene beugte ſich über ihn und ſah, wie ein dunkler Blutſtreif dem Manne in den hängenden Schnurrbart lief.

Hund! dachte er noch einmal, die fünfzig Franken für den eingefangenen Boche bekommſt du nicht!

Gehetzt rannte er davon.

Als ſein Atem verſagte, fiel er in Schritt und ſah ſich um.

Blieb ſtehen, lauſchte in die Nacht . . .

Ganz ſtill war es.

Er ging ſchnell weiter. Sein Herz hämmerte von dem Lauf und der Aufregung. Weiter! Weiter!

Seine Gedanken waren wild, wie ein aufgeſtörter Weſpenſchwarm.

Wenn ſie ihn jetzt erwiſchten! Kriegsgericht! Zwangsarbeit!

Wieder rannte er vorwärts. Eine halbe Stunde lang wechſelte er mit Laufſchritt und gewöhnlichem Gang ab.

Plötzlich fiel ihm ein: Auf der Straße darfſt du nicht bleiben, der Tag kommt bald.

Er ſchaute um ſich. Links über dem Lande ſtand ein fahler, dünner Dämmerungsſtreif.

Da ſprang er über den rechten Straßengraben und lief querfeldein.

Eine Wieſe war es. Dort waren Büſche. In der Ferne ſtand die dunkle Linie eines Waldes.

In dieſen Wald mußte er. Als die Helle des neuen Tages klar und ſtill über dem Lande lag, hatte er das ſchützende Unterholz erreicht.

Unter einem dichten Buſch ſank er zuſammen, und ſein Atem ging ſtoßweiſe und haſtig aus der Bruſt.

Er ſah um ſich.

Hier würde man ihn ſo leicht nicht finden.

Als er eine Zeitlang geſeſſen hatte, begann er ruhig zu überlegen.

Ob der Kerl tot war? Wohl kaum . . . Die Stockhiebe hatten ihn wahrſcheinlich nur betäubt. Aber das Blut, das ihm über das Geſicht lief.

Noch fühlte er den harten Schwung im Arm, mit dem er zugeſchlagen hatte.

Wenn dieſer Mann unglücklich getroffen war, konnte er tot ſein. Dann hatte er ihm einfach den Schädel eingeſchlagen.

Der Gefangene empfand aber kein Bedauern.

Es kam eben ſo. Im Felde waren Millionen gefallen, und noch tagtäglich fielen Tauſende.

Aber ein Menſchenleben iſt heilig, ſagte eine Stimme in ihm.

Da dachte er an ſein Maſchinengewehr in der Schlacht. Wie die Angreifer reihenweiſe fielen, gemäht von ſeiner Hand, die am Abzugsknopf lag.

Das war der Kampf . . . ſagte die Stimme.

Und dieſes war Kampf um meine Freiheit — antwortete die andere Stimme.

Alle kämpfen um ihre Freiheit, ganze Völker. Alſo.

Aber . . . wenn der Mann wirklich tot war? Wenn man ihn, den Totſchläger, jetzt ſuchte? Und einfing? Zweifellos ſuchten ſie ihn ſchon.

Der Kriegsgefangene ſtand haſtig auf und horchte in den Wald.

Aber nur der frühe Morgenwind ging durch die Blätter. Ein Vogel rief.

Der Mann atmete langſam, als könne ihn der geringſte Laut verraten. Es war gut, daß er die Straße nicht gleich verlaſſen hatte. Hunde konnten ſeine Spur dann nicht ſo gut verfolgen. Aber hier durfte er nicht bleiben. Weiter.

Wohin? Er blieb ſtehen und zog ſeine Karte hervor.

Er mußte ſich ſeitwärts in das Land ſchlagen. Nach Weſten, nach der Küſte zu. Dort lag die große Stadt am Meer.

Und vor ihm lag die rieſige Heide, die zum Meere hin in Sandflächen und Dünen übergeht.

Nur ganz wenige Dörfer waren verzeichnet. Da einige ganz kleine Seen.

Das war gut. Da war es einſam und menſchenleer. In der Heide würde man ihn nicht finden. Viel Wald war auf der Karte angedeutet.

Aber dort war ſchwer etwas zum Eſſen zu finden. Gleichgültig.

Für vier Tage reichte es noch. Und drei bis vier Tage konnte man ohne Beſchwer hungern. Er hatte es in ſeiner Gefangenſchaft ſchon oft genug ausprobieren müſſen. Später mußte er eben an ein Dorf herangehen und ſtehlen. Zwölf Francs beſaß er noch für Brot und Tabak.

Es mußte gewagt werden.

In der großen Hafenſtadt konnte man untertauchen, dort wimmelte es ſicherlich von Ausländern aller Nationen und beſonders von Amerikanern. Dort konnte man ſich vielleicht auf einem Schiff verbergen und das Ausland gewinnen.

Vielleicht. Jedenfalls mußte er ſich ſo weit wie irgend möglich von dem Ort entfernen, wo der Mann niedergeſchlagen worden war.

Wenn er in der großen Hafenſtadt war, konnte er im Süden keinen Mann geſchlagen haben, weil er ja von Norden kam.

Der Gefangene faltete die Karte wieder zuſammen und ſteckte ſie in die Bruſttaſche. Bald langſam, bald ſchnell pirſchte er ſich durch den Wald. Stand manchmal ſtill und hörte um ſich.

CHEMIN DES DAMES
Der «Chemin des Dames» ward wieder zur einsamen Landstraße. Im Hintergrund die neue Ferme La Malmaison — Das schlechte Haus.

DER GRÖSSTE SPRENG-TRICHTER
der Westfront.
Schlachtfeldbesucher am Rande des Riesenloches auf der Höhe 108 bei Berry au Bac.

AM FELDRAIN
stapelt der Bauer auf, was sein Pflug heute aus den Schlachtfeldern hebt.

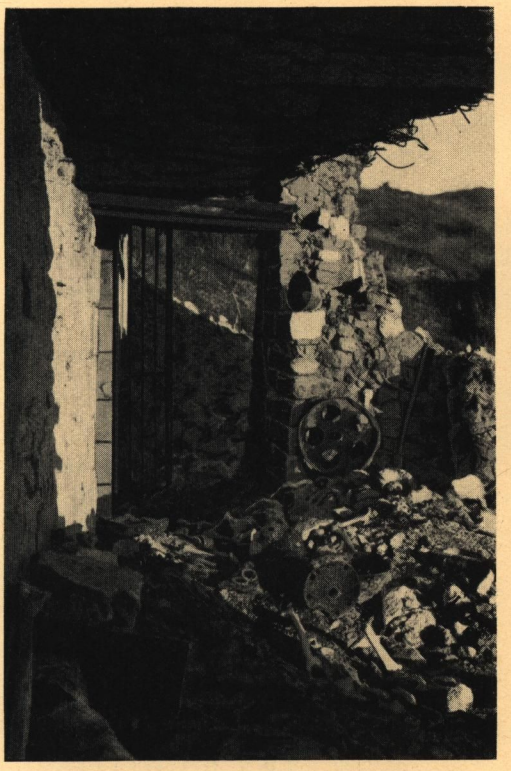
DER WALD
Kriegsgeneration und Nachwuchs.

DIE SÜDSEITE DES FORT DOUAUMONT, VERDUN

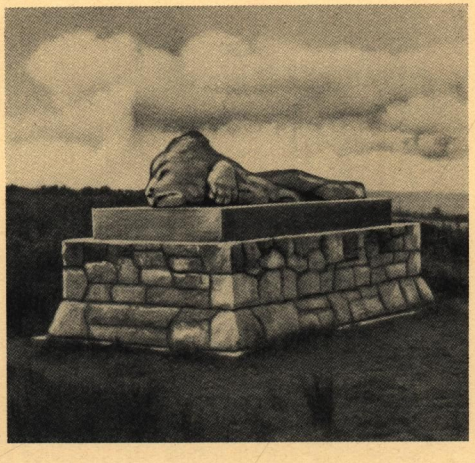
CHAMPAGNE

Hier stand das Dorf Tahure, einst Brennpunkt der Herbst- und Winterschlacht in der Champagne. Dem alten Champagne-Soldaten nennen diese Wegschilder die Namen seiner Kampforte.

Tafel 30

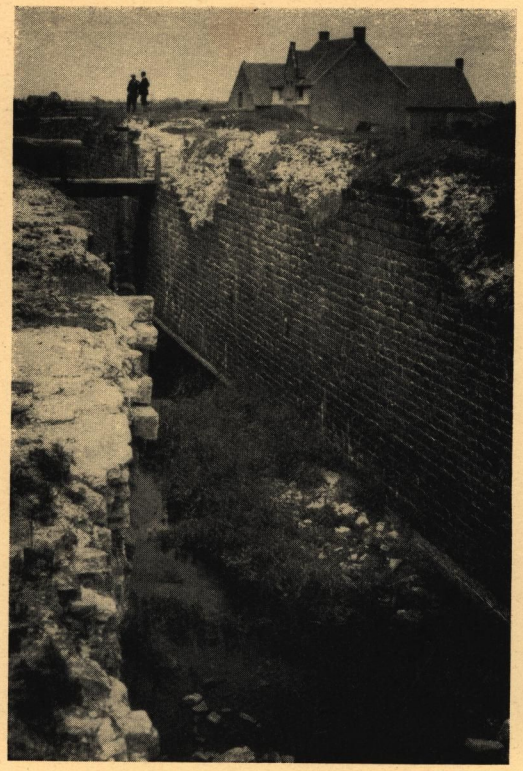


DAS ZWISCHENWERK FUMIN
AM VAUXHANG, auch J-Werk genannt
Unzugänglich liegt es inmitten einer Wildnis von Buschwald und Gestrüpp. Helme, Menschenknochen, Gasmasken, Munition aller Art und zerbrochene Gewehre liegen umher, als sei der Krieg erst gestern zu Ende gegangen.



WIE WEIT WIR KAMEN
Die Franzosen setzten ein Denkmal: Der «Löwe von Souville» bezeichnet den äußersten Punkt, den wir vor Verdun erreichten, die Kapelle St. Fine zwischen Dorf Fleury und Fort Souville.

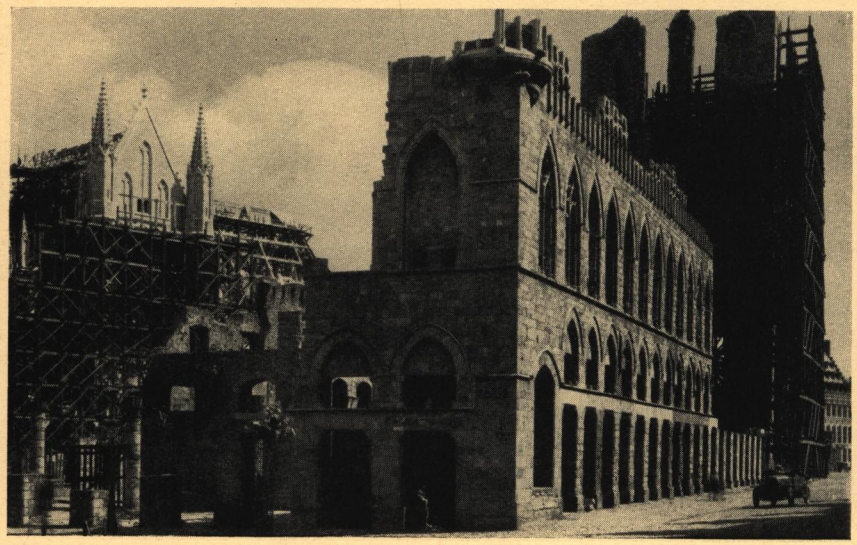
BLICK VOM
VAUX-BERG
Im Hintergrund der Hardaumont, geteilt durch die Jagow-Schlucht, an deren Eingang das Vaux-Denkmal steht. Davor der heute völlig versumpfte und mit Buschwald dicht bedeckte Vaux-Grund, rechts der Bahnhof Vaux; das Dorf Vaux selbst wurde nicht wieder aufgebaut.



DIE SCHLEUSE VON HET-SAS IN FLANDERN

«Gleichzeitig erzwangen unsere Truppen sich im hartnäckigen Kampf den Übergang über den Ypernkanal bei Steenstraate und Het-Sas.» (Deutscher Tagesbericht vom 23. 4. 1915.) — Seitdem verschwinden diese beiden Namen nicht mehr aus den Kampfberichten.

TURM DER TUCHHALLEN VON YPERN IM JAHRE 1919



YPERN, DAS WIR NIE ERREICHTEN . . .

Aus dem ständigen Anschlag des Stadtkommandanten von Ypern: «Zwei Millionen Engländer haben die Stadt verteidigt . . mehr als zweihunderttausend fielen . . .» Im Vordergrund die historischen Tuchhallen und hinten die Kathedrale St. Martin im Wiederaufbau.

Den ganzen Vormittag marſchierte er durch die einſame, heideähnliche Gegend, bis ihm vor Müdigkeit die Beine zitterten.

Jetzt ſaß er in einem Waldſtück, deſſen Unterholz das Vorwärtskommen ſehr erſchwerte, aber dafür dem Flüchtigen einen guten Schutz bot.

Plötzlich ſtieß er einen harten Pfiff durch die Zähne.

Ein Schreck, ein Gedanke hatte nach ihm gegriffen: Wenn ſie ihn aber nun doch fingen? Und ſagten: Sie ſind ein deutſcher Kriegsgefangener, Sie haben einen Menſchen ermordet! Unſinn, der Kerl war ja nicht tot.

Aber wenn er tot war? Oder ſchwer verletzt? Wenn er dieſem Mann gegenübergeſtellt wurde und der ſagte: „Der hat mich niedergeſchlagen! Ich erkenne ihn wieder . . .“ An der Stimme oder ſonſtwie.

Was half dann das Leugnen. Dann waren ihm viele Jahre Zwangsarbeit ſicher. Verflucht! Sie durften ihn nicht fangen — lieber verhungern!

Es knackte im Buſch. Ein Kaninchen hoppelte vorbei und ſchlug einen entſetzten Haken, als es den Menſchen ſah.

Der Mann nahm ſeine beiden franzöſiſchen Brotbeutel ab und legte ſie auf den Boden. Griff dann den größeren wieder auf und zählte ſeine Militärzwiebacke. 17 Stück noch. Eine Büchſe Ölſardinen. Ein halber Camembert in einer Holzſchachtel. Ein kleines Stück hartes Weißbrot. Das war alles.

Dann zog er ſeinen Rock aus und hielt ihn mit weitausgeſtreckten Armen von ſich. Das Ding war noch gut.

Es folgte die Wollweſte und zuletzt das Hemd. Groß und ſchwarz ſtanden auf der rechten Seite des weißen Stoffes die beiden verräteriſchen Buchſtaben: P. G. — Priſonnier de guerre: Kriegsgefangener.

Er zog nur die Wollweſte an. Sie kratzte auf der Haut. Aber er würde ſich ſchon daran gewöhnen.

Darauf ſcharrte er in den weichen Waldboden ein Loch und legte das Hemd hinein. Warf Erde darüber und ſtampfte ſie feſt.

Ebenſo vergrub er ſeinen Stock; auch der konnte zum Verräter werden.

Über die Scharrſtellen wurde dürres Laub geſtreut.

Dann hockte er ſich nieder und trennte mit dem Taſchenmeſſer das Firmenſchild des Schneiders aus dem Rock. Schwarze Seide war es mit gelben Buchſtaben. Der Gefangene ſtampfte das kleine Seidenläppchen in den Boden und ſchob mit dem Fuße Laub darüber. Ein hartes Lächeln grub ſich in ſein Geſicht.

Endlich zog er ſeinen Rock wieder an, lauſchte in den Wald. Stille war ringsum.

Jede Kleinigkeit holte er aus den Taschen und untersuchte sie darauf, ob sie ihn als Deutschen verraten könnte.

Er hatte einen Plan gefaßt. Denn ständig stand ein Gesicht vor seinen Augen, mit hängendem Schnurrbart, in den das Blut lief.

Vielleicht war es sinnlos und ohne Zweck, was er vorhatte.

Falls er wieder gefangen würde, wollte er sich als Schweizer ausgeben.

Er wußte: Jeder Gendarm würde ihn zuerst als entflohenen Kriegsgefangenen oder als französischen Deserteur ansehen. Es mußte ihm dann gelingen, die Häscher irrezuführen.

Einen Mann, der hier irgendwo in der einsamen Heide aufgegriffen wurde, würde man nicht für einen Spion halten. Diese Leute lebten auf großem Fuße, wie Bolo Pascha, Mata Hari, Lenoir, Désouches, deren Prozeßberichte monatelang die französischen Zeitungen füllten.

Als Schweizer würde er Prosper Ferlin heißen, wie jener junge Musiker aus Bern, mit dem er an der Hochschule so manche Nacht durchbummelt.

Da ging es wie ein Lachen über das Gesicht des Mannes Nr. 2728, er hatte ja auch einmal Musik studiert.

„Lächerlich! Musik", sagte er laut vor sich hin und erschrak über seine Stimme.

Beim Verhör würde er einfach sagen, er hätte etwas auf dem Kerbholz.

Einbruchsdiebstahl oder so etwas, darum hätte er sich aus dem Staube gemacht. Papiere hatte er keine. Um so besser.

Und wenn sie ihn festsetzten, dann war es auch gut. Aber er mußte vor allem bis ans Meer gelangen. Denn die große Hafenstadt lag ganz abseits des Weges, den jener Kriegsgefangene genommen hatte, als er aus seinem Lager entfloh und sich auf den Weg nach Spanien machte. Der Schweizer Prosper Ferlin war aus der Heimat nach Paris geflohen und kam von dort. Er konnte dann im Süden keinen Mann auf nächtlicher Straße niedergeschlagen haben. Nie war er dort gewesen.

Alles mußte vernichtet werden, was dem Mann Nr. 2728 gehört hatte und an ihn erinnerte.

Zuletzt zog er einen Brief seiner Mutter aus der Tasche, von dem er sich nicht hatte trennen können. Und einen seines Vaters.

Das Streichholz flammte an den Papieren hoch, und sie wurden zu schwarzer Asche. Erde darüber, so . . .

Seit jener Nacht, da der Fremde dem flüchtigen Mann den Weg ſperren wollte, waren vier Tage vergangen. Jetzt lag der Gefangene in einer kleinen Sandkuhle unter einigen Kiefernkuſſeln und ſchlief. Die Sonne prallte mit ihren Strahlen in die Vertiefung und ließ den Boden und die Luft heiß werden. Darum erwachte er, und ſein erſtes Gefühl war: Hunger!

Noch zwei Zwiebäcke beſaß er und die Büchſe Ölſardinen. Er drehte das eckige Blechkäſtchen vorſichtig auf und kaute den trockenen Zwieback zu den Sardinen.

Friedlich ſaß er im Sonnenſchein und ſchaute vor ſich hin.

Wo und wann würde ſeine Flucht enden? Jetzt aß er ſeine letzten Nahrungsmittel auf. Und dann? Er mußte eben hungern und ſtehlen. Aber wo . . .?

In der wegloſen Heide kam man nur ſo langſam vorwärts. In fünf Tagen konnte er am Meer ſein. Was dann?

Ja, was dann?

Der Mann machte eine gleichgültige Bewegung, als ſpräche er zu einem unſichtbaren Gegenüber. „Abwarten", ſagte er laut, „wenn ich nur genügend zu eſſen habe. Dieſes Leben iſt hier ſchon beſſer, als hinter Stacheldraht eingeſperrt zu ſein."

Er hatte oft das Bedürfnis, ſeine eigene Stimme zu hören. Das Schweigen und die Einſamkeit waren ſo drückend. Dann redete er laut mit ſich ſelbſt.

Als die Nacht mit ſternenglitzerndem Himmel über der Welt lag, hatte er den Wald erreicht und ſah einzelne Lichter vor ſich.

Das waren Dörfer.

Der Gefangene hatte nur noch einen Gedanken: Etwas zu eſſen aufzutreiben.

Langſam ſchlich er ſich bis an die erſten niedrigen Häuſer heran. Die Gebäude duckten ſich tief unter ihren ſchwarzen Strohdächern. Da bellte ein Hund.

Hell klang es wie Geläute durch die Nacht.

Da ging er eilig zurück und lief dem Walde zu. Mehrere Dorfköter nahmen das Gebell auf, und vielſtimmig lief es über das einſame Land.

Er hatte wieder den Waldrand erreicht und ſtarrte ins Dunkel. Wie ein höhniſches Auge blinzelte ein trübgelbes Licht aus dem Dorf.

Noch einmal verſuchte er von der anderen Seite, an die Ortſchaft heranzukommen. Da ſtand ein großes, langgeſtrecktes Gebäude etwas abſeits von den übrigen Häuſern. Ein niedriger Zaun umgab den Garten.

Undeutlich ſah er etwas Weißes ſchimmern: Das war Wäſche, die man zum Trocknen aufgehängt hatte.

Ah . . . endlich wieder ein Hemd!

Er überſtieg den Zaun und ſchlich ganz tiefgebückt durch den Garten, lauſchte.

Schnell raffte er zwei Hemden von der Leine. Daneben hingen Kragen. Er nahm ein paar und eine blaue Halsbinde. Das iſt ein feiner Selbſtbinder, dachte er befriedigt.

Als die Nacht der Morgendämmerung wich, marſchierte der Mann, der ehemals die Nr. 2728 getragen hatte, wieder durch die Heide.

Eine große Strecke lag hinter ihm, ſeit er in dem Dorfe ſich die Wäſche angeeignet hatte.

Er war ſehr müde, denn faſt zwei Stunden lang mußte er knöcheltief durch feinen Sand laufen. Wie langgeſtreckte Wanderdünen waren die niedrigen Erhebungen geweſen. An ihrem oberen Rand hatte der Wind eine ſcharfe Sandkante hochgeweht, und der leiſeſte Luftzug blies unentwegt die feinen Körnchen über den Rand hinweg.

Er hatte in der unheimlichen Nachtſtille deutlich das ſingende Rieſeln gehört, als er einmal auf der Höhe einer ſolchen Düne ſich ausruhte.

Jetzt ſchien ihm die Heide noch einſamer, weil weit und breit kein Baum mehr zu ſehen war. Nur niedrige Kiefernkuſſeln und Ginſter bedeckten die Fläche. Am Himmel ſtanden einige Wolkenſtreifen, deren Ränder von der aufgehenden Sonne hell beleuchtet waren.

Als der Tag in köſtlicher Morgenfriſche ſtrahlte und viele Tautropfen an Gräſern und Kraut blitzten, machte der flüchtige Wanderer halt und ließ ſich ſeufzend zu Boden fallen. Hunger hatte er, bitteren Hunger, der ihm im Magen brannte.

Er klaubte aus ſeinem Brotbeutel noch einige Krumen zuſammen und hatte den Geſchmack von Zwieback auf der Zunge; aber das ſtachelte ſein Hungergefühl noch mehr an. Durſtig war er auch.

Ich muß Waſſer finden, dachte er.

Wieder ſtudierte er die Karte.

Wenn er ſich nicht verlaufen hatte, dann konnte eine nach Süden führende Straße nicht weit ſein. Da lag auch ein Dorf.

Mühſam erhob ſich der einſame Mann und wanderte weiter.

Heißer wurde die Sonne.

Lerchen flatterten ſenkrecht in die Luft, und weit klang ihr fröhliches Tirilieren.

Fest war er entschlossen, sich in dem nächsten Dorf etwas zu essen zu verschaffen; aber es waren mindestens noch zehn Kilometer bis dahin.

Da sah er in einem kleinen Geländeeinschnitt den silbernen Faden eines Bächleins in der Sonne blitzen. Er ging schneller und sah Gebüsch, das an dem Bachrand stand und, als dunkle Linie dem Lauf des Wassers folgend, in die Ferne lief. Er wunderte sich, wie eilig es das kleine Gewässer hatte. Das Land mußte trotz seiner scheinbaren Flachheit einen stetigen Abfall zur Küste hin haben.

Der Tag lag warm über dem Land, und stille Einsamkeit war ringsum.

Der Gefangene entkleidete sich und plätscherte in dem kalten Bachwasser herum. Dann rasierte er sich; als er seinen kleinen Schnurrbart in dem Handspiegel sah, kam ihm ein Gedanke. Der Schnurrbart mußte weg. Kein Franzose hier trug einen solchen englisch gestutzten Bart. Das konnte auffallen. Also fort damit.

Darauf zog er eines der frischen Hemden an, die er sich in der vergangenen Nacht in dem Dorfgarten ausgeliehen hatte und knöpfte einen frischen Kragen auf. Die blaue Militärhalsbinde war ein hübscher Selbstbinder. Er ließ den obersten Knopf seiner hochgeschlossenen Sportjoppe auf, da schaute der weiße Kragen fast kokett hervor.

Nach dem Bade fühlte er sich munter und frisch.

Aber der Hunger kam jetzt mit solch zehrender Gewalt über ihn, daß er bei dem Gedanken an ein Stück Brot ein brennendes Gefühl im Magen spürte.

Herrgott! Etwas zu essen!!

Er sah um sich, als müsse irgendwo im Heidekraut ein Stück Brot liegen.

Als er weiterwanderte, empfand er, wie schlaff ihn der wühlende Hunger machte.

Aber vorwärts, weiter, weiter. Endlose Fläche, singende Einsamkeit, fernenstille Heide.

Nach einigen Stunden sah er von einer kleinen Erhebung aus im Westen das helle Band einer Landstraße durch das braungrüne Heideland laufen.

Der Gefangene blieb stehen.

Die Straße durfte man bei Tage nicht berühren. Das Dorf lag nach der Karte jenseits derselben. Er wollte deshalb die Straße überschreiten und gleichlaufend mit ihr in sicherer Entfernung an das Dorf herangehen.

Als er sich vorsichtig umgeblickt hatte und dann die kleine Straßenböschung hinabsprang, sah er wenige Meter von sich entfernt einen Mann im Graben liegen.

Der Gefangene empfand einige Augenblicke lang einen stechenden Schreck: Er dachte an den Fremden in der Nacht, den er niedergeschlagen hatte.

Der Mann im Graben richtete sich auf. Er hatte ein braunes Gesicht mit dichtem Schnurrbart.

„Salut!" sagte der Fremde freundlich.

„Guten Tag . . .", antwortete der Gefangene wie widerwillig.

Erst dachte er daran, einfach weiterzugehen und dann wieder eiligst in der Heide zu verschwinden — aber das war auffällig. Dann hatte er womöglich gleich diesen Kerl auf den Fersen.

Darum trat er heran: „Was machen Sie denn hier?"

„Dasselbe wie Sie, ich laufe spazieren", sagte der Fremde im Straßengraben und stand auf.

Der Mann ohne Namen besah sich den hageren Menschen, der ziemlich verlumpt aussah. Das war ein richtiger Landstreicher und Pennbruder.

„Sie sind nicht aus dieser Gegend", sagte der Landstreicher und musterte den andern.

„Nein. Warum?"

„Sie sprechen kein Patois . . . ich bin übrigens auch nicht von hier, komme von dort!" Er zeigte nach Norden, wo die Landstraße in der Heide verschwand. „Scheußliches Land hier", fügte er hinzu.

Der Gefangene schaute um sich. Die Unterhaltung dauerte ihm schon zu lange. Verflucht. Wie wurde er den Kerl nur los?

„Und woher kommen Sie?" fragte der Mann der Landstraße.

„Von dort . . .", klang es zurück und der Gefangene wies in die Heide.

„Ja," sagte der Landstörzer und lachte, „das habe ich gesehen."

Er hatte dabei ein gutmütiges fast spitzbübisches Gesicht. Der andere mußte lächeln.

„Sie erlauben, daß ich mich vorstelle", sagte der Kerl, nannte seinen Namen und machte eine gravitätische Handbewegung. Dann rieb er sich langsam über das Stoppelkinn und hatte lustige Augen.

Der Gefangene sah nervös um sich.

„Ihnen scheint es auf der Straße nicht zu gefallen", sagte der Landstreicher und nahm seinen Stock auf.

„Warum meinen Sie das?"

„Nom de Dieu! Ich sehe es doch! Wissen Sie, wir gehen ein bißchen hier weg."

Er ging langsam über die Straße und stapfte in das Heidekraut. Der andere folgte ihm zögernd. Was wollte der Kerl?

„Nom d'un Chien, ich kann Gendarmen auch nicht leiden. Die Brüder ſind frech und grob heutzutage!"

Der Mann, der die Nummer 2728 getragen, ſchwieg. Er belauerte den Fremden aus den Augenwinkeln. Der aber ſchritt unbekümmert neben ihm her.

Als ſie beide hinter einem Buſch ſtanden, ſagte der Landſtreicher: „Hier kann uns niemand ſehen. Setzen wir uns doch, ich bin müde." Er ließ ſich ins Gras fallen.

„Ihren Namen weiß ich zwar immer noch nicht, aber das macht ja nichts," ſagte der Hagere, „haben Sie vielleicht eine Zigarette?"

Der Gefangene gab ihm Tabak und Papier. Der andere klebte das Blättchen an die Unterlippe und nahm mit zwei Fingern Tabak. Während er ſorgfältig drehte, meinte er: „Sie ſind nicht von hier, dazu ſind Sie viel zu fein angezogen und ſprechen hochfranzöſiſch. Das Kauderwelſch der Bauern hier kann ja auch kein anſtändiger Franzoſe verſtehen. — Sie können das Soldatenleben wohl auch nicht leiden, wie?"

Darauf ſchwieg der andere und gab ihm Feuer.

„Danke", ſagte der Landſtreicher und ſchaute eine Weile vor ſich hin. Er ſtieß den Rauch von ſich. „Ich will Ihnen mal etwas ſagen: Sie ſind ein Deutſcher!" Dabei lachte er gutmütig.

Der Gefangene ſagte: „Nein, Sie irren ſich".

„Gut . . . ich pfeif' was drauf!"

„Aber," fuhr der Vagabund jetzt fort, „was machen Sie hier in der Heide? Sie wollen doch ans Meer, iſt es nicht ſo?"

Das gutmütige Geſchwätz des Landſtreichers ließ das Mißtrauen des Gefangenen ſchwinden, und ſo lachte er.

„Na, was ſind Sie denn?" fragte der andere wieder und ſtreckte ſich lang aus.

„Ein deutſcher Kriegsgefangener!" ſagte der Mann Nr. 2728 plötzlich und ſah den Landſtreicher ſcharf an.

Der verzog keine Miene.

„Dacht' ich mir", ſagte er langſam.

„Sie ſind blond und haben blaue Augen. Solche Leute gibt es hier nicht im Midi. Außerdem haben Sie ein ſchmales Geſicht, hier haben die Leute runde Geſichter."

„Na", meinte der Gefangene, „haben Sie jetzt keine Angſt vor dem Boche?" „Keineswegs." Der Hagere legte ſich auf die Seite. „Ich will auch kein Fanggeld verdienen. Ihr ſeid in Deutſchland genau ſo gezwungen

worden, in den Krieg zu gehen, wie wir in Frankreich. Es ist überall dasselbe; und wenn man bedenkt, daß die Geschichte nun bald vier Jahre dauert. Sacré nom de Dieu!"

Er richtete sich auf. „Sehen Sie, Herr Deutscher, ich wäre auch beinahe ins Feld gekommen, um unser Vaterland, unser aller Mutter, wie der Tiger sagt, zu retten. Aber . . . ich wollte nicht. Vielmehr, ich bin zu alt." Er lachte kurz auf.

„Wieso?"

„Für wie alt halten Sie mich?"

„Etwa 47 . . ."

Der Landstreicher lächelte überlegen und griff in seine Brusttasche. Aus einer alten, abgegriffenen Wachstuchtasche nahm er ein angeschmutztes Papier. „Hier lesen Sie."

Der Gefangene sah sich das Papier an. Es war eine von der Heimatbehörde ausgestellte Carte d'indentité. „1869 geboren", sagte er, „da habe ich also fast richtig geraten."

„Ja . . . das haben Sie. Aber ich bin in Wahrheit erst 41 Jahre alt. Meine Klasse ist unter den Waffen, nur ich nicht." Er lachte wieder.

„Wie geht das zu?" Der Gefangene schaute in das verwitterte Gesicht des Landstreichers.

„Einfach. Mein Geburtsort liegt im zerstörten Gebiet, da kann man nicht nachfragen. Und die Jahreszahl in der Carte d'indentité habe ich eben von einem Fachmann hübsch ändern lassen. Ich bin demnach 48 Jahre alt, eh bien." Da lächelte der Deutsche: „Ja, jeder soll es machen, wie er es für richtig hält."

„C'est ça!"

Sie schwiegen eine Zeitlang.

Einen Zigarettenstummel im Mundwinkel, starrte der Gefangene in den blauen Himmel. Er spuckte den Stummel von sich.

„Rauchen wir noch eine", sagte der Landstreicher und rieb sich die Hände.

Als beide langsam und mit Bedacht die Zigarette gedreht hatten, sagte der Hagere: „Woher kommen Sie?"

Der Gefangene berichtete, was er für richtig hielt und gab ein Gefangenenlager im Osten an.

„Kenne ich nicht," sagte der Landstreicher und meinte dann bedächtig: „Frankreich ist groß . . ."

Seine geographischen Kenntnisse schienen, wie bei allen Franzosen, etwas nebelhaft zu sein.

„Und wohin wollen Sie jetzt?"

Der Gefangene überlegte. „Ich weiß es noch nicht."

„Hm . . .", brummte der andere. Dann sagte er plötzlich lebhaft: „Nom de Dieu, ich habe Durst auf einen Liter Roten!"

Den Gefangenen durchfuhr blitzschnell ein Gedanke. Er hatte noch zwölf Francs. Der Kerl mußte im Dorf Nahrungsmittel für ihn holen!

„Und ich habe einen verdammten Hunger", sagte er. „Wollen Sie im Dorf etwas für mich kaufen?"

Der hagere Landstreicher sah ihn mit lebhaften Augen an: „Haben Sie Geld, Monsieur Allemand?"

„Ja."

„Also, ich hole Ihnen, was Sie wollen."

„Und Sie bekommen Geld für zwei Liter!"

„Gut!" Er rieb sich die schmutzigen Hände: „Endlich wieder mal ein Liter!"

„Ich habe noch zwölf Francs," sagte der Deutsche, „davon schenke ich Ihnen vier. Für den Rest kaufen Sie Brot, Camembert und vielleicht etwas Butter. Aber vor allem vier oder fünf Brote. Und Tabak!"

„Sie können das Brot doch nicht alles auf einmal essen, und dann wird es doch hart."

„Hartes Brot ist auch gut, wenn man Hunger hat."

„Ja . . .", brummte der Hagere und schien sich zu erinnern.

„Also passen Sie auf: Wir gehen bis dicht an das Dorf, Sie kaufen, und ich warte irgendwo. Verstanden?"

„Ja . . . aber ich komme doch gerade dorther und jetzt wieder zurück?" Der alte Landstreicher machte ein bekümmertes Gesicht.

„Vier Francs sind drei Liter, Monsieur!" klang es mahnend.

„Sapristi! Das ist wahr. Also los!" Er erhob sich.

Sie liefen beide noch ein Stück in die Heide hinein und änderten dann die Richtung auf das Dorf zu.

Der Alte erzählte, und der Gefangene mußte oft lachen.

Die tollsten Schnurren hatte der Landstreicher im Kopf. Auch gab es manchen guten Rat aus seiner Landstörzererfahrung zu hören.

Die Stunden vergingen schnell. Bald kamen beide an bebaute Felder. Die sahen kümmerlich aus.

„Ja," sagte der Franzose, „es ist ein schlechtes Land hier, und die Bauern sind grob und knauserig. Aber das sind sie überall . . ." dann nahm er den Weg auf das Dorf zu, und der Gefangene legte sich ins warme Gras und wartete. — —

Als die Sonne in müden, gelben Wolkenſchleiern verſunken war, machte der flüchtige Mann ſich wieder auf den Weg.

Er hatte faſt fünf Stunden geſchlafen.

Wieder dehnte ſich weit und dämmernd die Heide.

Der alte Landſtreicher hatte alles getreulich abgeliefert und von Herzen Glück und die Freiheit gewünſcht.

„Pauvre garçon, pauvre garçon . . . “, ſagte er beſtändig beim Abſchied und wollte die Hand des Deutſchen gar nicht mehr loslaſſen.

Dann war er davongeſtapft und auf ſchmalem Pfade in die Heide verſchwunden.

Der Gefangene ſchritt weiter in die ſinkende Nacht.

Jetzt, da er ſich wieder ſatt gegeſſen, kam ihm das Leben viel freundlicher vor.

Ab und zu richtete er ſich nach ſeinem Kompaß.

Der Mond ſtieg über den Himmelsrand, rot und unheimlich groß.

Eine bleiche Helle kam über das Land.

Warm wehte der Wind.

Er brachte einen herben Kiefernadelduft mit ſich.

Drei gute Nachtmärſche, dann bin ich am Meer, dachte er.

Wenn er auf einer Landſtraße hätte wandern können, dann wäre er in zehn Stunden in der Stadt geweſen; aber in dem wegloſen Lande kam man nur langſam vorwärts.

Die Nacht ſchwebte über die Heide mit lautloſen Flügeln. Der Mond ſchaute manchmal hervor und ließ die Ränder der Wolken glühendgelb aufleuchten.

Langſam ging der Kriegsgefangene vorwärts und konnte weder Weg noch Richtung erkennen. Er ſtolperte über niedrige Büſche, verfing ſich in Ginſter und wanderte dann wieder durch leiſe knirſchenden Sand. Der Mond beleuchtete ab und zu einen Teil der Heide; dann ward die öde Fläche unendlich fern, und es war, als liege der Mondſchein auf einer Inſel im Meer der Nacht.

Die Wolken wanderten, und mit ihnen zog die durch die Lücken fallende Helle des Mondes über das Land; wie lange Gewänder bleicher Nachtweſen ſchwebte es durch das Dunkel.

Manchmal blieb der einſame Mann ſtehen und ſchaute um ſich.

Nirgends war ein Anhaltspunkt, auf den er hätte zugehen können.

Er horchte um ſich. Da war ihm, als rolle ganz fern und leiſe ein Donner . . . Aber nur das Blut ſang ihm von dem anſtrengenden Marſch in den Ohren.

Weiter ...

Die Stunden versanken im Meer der Nacht.

Stunden ... Nächte, Tage ... immer weiter ...

So wanderte der Gefangene Nr. 2728 — dem Meere und der großen Stadt entgegen.

*

Über die Stadt am Meer fuhr der Nordwest dahin. Gleichmäßig, durch nichts gehemmt, kam der Sturm von der weiten See; aber am Hafen fiel er wütig über die Häuser her, rüttelte sie, blies aufschreiend um die harten Mauerkanten, sang in der Takelage der großen Segler an der Mole und stemmte sich mit all seiner Wucht gegen die hohen schwarzen Eisenwände der Dampfer.

Dort, wo am Fernenrand der Welt Meer und Himmel den Sturm zeugten und ihn gegen das Land hetzten, war graue Unendlichkeit. Dorther kamen langgestreckte Wogen, hoben sich, senkten sich, überstürzten ihren Schwall, erstanden wieder und rannten gegen die weitgespannte Außenmole des Hafens. Dann überflutete die Sturmdünung in ohnmächtigem Zerschellen die Riesenmauer mit dem Schaum und Gischt ihrer Wut.

Blank und naß tauchten dann die Quadern der Mole wieder auf und warteten auf den nächsten Prall.

Bis hinein in den Innenhafen wühlten sich die Wogen. Mit kurzen, ruckenden Bewegungen stampften die festgemachten Schiffe an Ankerketten und Trossen. Der Mann, der einst die Nr. 2728 getragen, stand an einen Eisenbahnwagen gelehnt und starrte hinaus auf das Meer.

Ihn fror plötzlich. Aber es war ja gar nicht kalt. Der Wind trieb nur feuchtkühlen Wasserstaub auf den Kai, wenn eine Woge an der Mauer zerspritzte.

Tief die Hände in den Taschen vergraben, die glimmende Zigarette im Mund, lauerte der Mann hinüber zu einem großen Dampfer. „Olargan-Bilbao" stand in großen, weißen Buchstaben an der Schiffswand. Von der Wasserlinie bis zur Reeling leuchteten am Bug und am Heck die spanischen Farben: Die Kriegsbemalung des Neutralen. Wenn es ihm gelingen würde, sich auf diesem Dampfer zu verbergen, dann ... Ja, dann. Der Mann warf einen fast gehässigen Blick auf das große, ragende Schiff und schleuderte plötzlich seine Zigarette zu Boden. Oben, auf dem Deck des Dampfers bewegten sich Gestalten, schauten über die Reeling, riefen fremde Worte, die der Sturm zerfetzte, dünner schwarzer Rauch wehte aus dem

Schlot und wirbelte in die dieſige Luft. Der Mann am Eiſenbahnwagen zog die Mütze ins Geſicht und ging langſam davon.

Es war zwecklos, bei Tage zu verſuchen, ſich auf dem Dampfer zu verbergen, aber heute abend mußte es gelingen. Der Tramp machte ſcheinbar ſchon Dampf auf, da hieß es ſich beeilen. „Olargan-Bilbao“ . . . es war wie eine gute Vorbedeutung; der Gefangene Nr. 2728 hatte ja auch nach Spanien gewollt, ehe er den Mann in der Nacht niederſchlug und dann zum Schemen ſeiner ſelbſt wurde, das Proſper Ferlin heißen ſollte.

Wohin nun? Er ſchaute zum Himmel empor, an dem graue Wolken undeutlich begrenzt dahinjagten, ſchaute dann hinüber nach der Stadt. Die Häuſermaſſe glotzte ihn mit ihren zahlloſen Fenſtern fremd und gehäſſig an. Dieſe graue, feindliche Stadt . . . dem flüchtigen Mann lief ein kalter Schauer über den Rücken, und er preßte unwillkürlich die Arme feſt an den Körper und ballte die Fäuſte in den Taſchen. Er fluchte eine lange franzöſiſche Verwünſchung. Langſam bog er jetzt um einen hohen Stapel Getreideſäcke; der Sturm warf ſich ihm entgegen, ſo daß der Mann ſich ſchräg nach vorne neigte.

Da ſah er ein Mädchen mit einem Korb am Arm zwiſchen den Schienen auf ſich zukommen. Der Wind legte die Kleider eng um den ſchlanken Körper.

Als ſie dicht bei ihm war, hielt ſie an und ſagte: „Sagen Sie, mein Herr, wiſſen Sie, wo der Dampfer ‚Maréchal Davouſt‘ liegt? Haben Sie ihn vielleicht geſehen?“ Sie ſchaute den Fremden aufmerkſam an.

Dem flüchtigen Mann klopfte das Herz. Wie lange war es her, daß er mit einem Mädchen geſprochen?

Aber auch die Tatſache, daß er angeredet wurde, jagte Aufregung durch ſeine Glieder. Er ſagte langſam: „Nein, mein Fräulein, ich habe den ‚Maréchal Davouſt‘ nicht geſehen.“

„Das iſt ſchade, mein Vater, der dort den Kaikran bedient, wartet auf das Mittageſſen.“ Sie ſchaute etwas ratlos die lange Mole hinab. „Er ſoll am Kai 4 liegen.“

„Das iſt möglich,“ antwortete der Mann und fühlte plötzlich eine unbeſtimmte Angſt.

Dieſes Mädchen ſchaute ihn an . . . ſo abwartend, faſt mißtrauiſch, wie als empfinde ſie ſeine Angſt.

Der Mann, der Proſper Ferlin heißen ſollte, gewann plötzlich ſeine Ruhe zurück. Er holte Tabak hervor und drehte ſich eine Zigarette; aber ſeine Finger zitterten ein wenig, und der Wind blies viel Tabak vom Papier. Als die Zigarette fertig war, ſah ſie ganz dünn aus. Da lachte das Mädchen.

„Sie zittern ja!“ ſagte ſie und beſah ſich den Mann vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ja . . . es iſt kalt.“

„So? Ich finde nicht!“ Sie trat einige Schritte ſeitwärts und blickte um ſich.

„Ah, la la!“ rief ſie jetzt, „da kommt der Hafenſergeant!“ Sie winkte dem Mann in dem Wachstuchmantel zu.

Der Poliziſt kam langſam näher.

„Guten Tag!“ grüßte er und muſterte den Fremden.

„Salut!“ antwortete Proſper Ferlin.

Das Mädchen fragte den Poliziſten nach dem „Maréchal Davouſt“. Der ſchob den Arm aus dem Wachstuchmantel und deutete die Mole hinab.

Plötzlich wurde die Unterhaltung der beiden leiſe, und der Hafenſergeant ſchaute über die Schultern zu dem Fremden hin. Das Mädchen hatte große, neugierige Augen.

Proſper Ferlin ruckte unentſchloſſen mit den Schultern und ſchaute dann gleichgültig zur Stadt hinüber. Dann ſagte er: „Ein Hundewetter heute, ich werde jetzt nach Hauſe gehen. Salut Mademoiſelle, Monſieur . . .“ Er legte die Hand an die Mütze und ging davon.

Als er einige Schritte gemacht hatte, wurde es ihm eiskalt auf dem Rücken. Er empfand die Blicke der beiden, die ihm mit nachſpürendem Mißtrauen folgten. Er fühlte das Wort „Boche“ in der Luft.

Der Wind pfiff; es war doch kalt heute.

„Hé la!“ riß es plötzlich in ſeinen Ohren. „Warten Sie doch einen Augenblick!“ klang die Stimme des Poliziſten. Proſper Ferlin wandte ſich: „Was iſt los?“

„Einen Augenblick, mein Herr!“

Der Sergeant kam heran.

Zwei Schritte vor dem Fremden blieb er ſtehen.

„Dürfte ich Sie um Ihre Papiere bitten, mein Herr?“ Er lächelte und machte eine entſchuldigende Handbewegung. „— — — ich tue ja nur meine Pflicht. Und es iſt Krieg. Man hat ſeine Vorſchriften. Sie verſtehen.“

Proſper Ferlin mußte ein nervöſes Lachen verbeißen. So alſo fing man ihn! Das war ja lächerlich . . .

„Meine Papiere?“ ſagte er langſam und ſchaute nach dem Mädchen.

Wie hübſch die Kanaille war.

Der Sergeant ſagte: „Nun?“

„Ach ſo . . . ich habe ſie zu Hauſe, habe ſie nicht bei mir.“

„So? Wo wohnen Sie denn?“

„In der Rue de Limôges", ſagte der Fremde.

„Kenne ich nicht. Wie heißen Sie?"

„Proſper Ferlin."

„Nationalität?"

„Schweizer."

„Schweizer??" Der Sergeant trat dicht heran.

„Ich muß Sie zur Wache bringen, um Ihre Angaben nachprüfen zu laſſen. Kommen Sie!"

Der Mann Nr. 2728 warf noch einen Blick auf das Mädchen und ſchritt mit dem Poliziſten der Stadt zu ...

Denn der Schweizer Prosper Ferlin und jener Mann, der einſt die Nr. 2728 getragen, ſie beide hatten kein Glück im Leben.

Das unsichtbare Denkmal

Überall auf den ehemaligen Kampffeldern der Westfront trifft man heute französische Denkmäler an: Sie sind aus Stein, aus Bronze, aus Stahl, aus Beton, kurz aus allen Stoffen, die man zu solchen Zwecken verwerten kann. Scharf zu scheiden ist zwischen zwei Typen. Einmal steht heute bereits in jedem kleinsten Dorf bis hinauf in die Stadt Paris ein Gedenkzeichen für die im Weltkriege gefallenen Angehörigen der Gemeinde. Wie zahlreich sie sind, ersieht man schon daraus, daß ein bekannter französischer Präsident in den letzten zehn Jahren eigentlich nichts anderes gemacht hat, als sie einzuweihen.

Diese Steine und Kreuze und die Bronzesoldaten in feldmarschmäßiger Ausrüstung sind, künstlerisch betrachtet, meist ohne Bedeutsamkeit, erfüllen aber immerhin ihre Aufgabe, historischer Hinweis auf das Geschehen des Weltkrieges für spätere Geschlechter zu sein.

Meist hat man dem Denkmal gegenüber noch ein zerstörtes Haus mit einem recht repräsentativen Loch als Folie stehen lassen, und so ist der Gesamteindruck der Erinnerungszeichen dieser Art so, daß man sie bald wieder vergißt.

Die französischen Denkmäler der anderen Art sind nicht so leicht zu übersehen. Die stehen mitten im einsamen Land der ehemaligen Schlachtfelder an den Brennpunkten der früheren Entscheidungskämpfe und tragen Aufschriften meist dieser Art: Den tapferen Toten der sonndsovielten Division.

Diese Denkmäler der Franzosen sind äußerlich berechtigt, man steht auch als Deutscher mit einem gewissen Interesse davor. Denn wenn die Jahre, die seit dem Kriege vorübergingen, eines brachten, so ist es die Erkenntnis, daß sie alle, die da starben, Soldaten waren und Männer, vor deren Tat uns Achtung ansteht.

Es gibt dieser Wahrzeichen ebenfalls unendlich viele. Künstlerisch eindrucksvoll in der Formung, wirklich menschlich nahegehend, andachtheischend gleichsam nur durch ihr Dasein aber sind verschwindend wenige. Was man auch sieht auf der langen, langen Reise kreuz und quer durch Nordfrankreich vom Hartmannsweilerkopf bis hinauf zu den Betonunterständen an Flanderns Küste, vergißt sich meist wieder. Erwähnt seien zwei: Da steht in der Nähe des Bahnhofs der Stadt Verdun ein Bronze-Denkmal — es ist aus dem Jahre 1871. Auch damals belagerte man diese Festung, nur nahm man sie damals ein. Zwei Männer sieht man, die ein Kanonenrohr den Berg hinanziehen. Die eigenartige Wirkung des gut entworfenen Denk-

mals hat besonderen Grund. Es stand im Weltkrieg während der dem Bahnhof zugedachten Beschießung inmitten des schwersten Feuers, und nun, wo wieder Friede ist, steht es immer noch da, zerbissen und an allen Ecken angerissen von den deutschen Splittern. Die beiden Männer, die die Kanone in die Feuerlinie ziehen, wirken jetzt auch für den kühl und sachlich denkenden Deutschen irgendwie als Symbol. Als Sinnzeichen einer Energie, die wir zwar auch und in einem noch viel größeren Maße hatten, die uns aber zuletzt irgendwie und irgendwo verlorenging.

Wir waren zwar die Sieger in dem Großen Krieg — aber andere gewannen ihn.

Diese unleugbare Tatsache findet in diesen bronzenen Kanonieren, an denen sich unsere deutschen Geschosse mit Gewalt, zu allerletzt aber doch vergeblich abgemüht haben, irgendwie erschütternden Ausdruck.

Man steht als Deutscher nicht gern vor diesem französischen Denkmal aus dem Jahre 1871, sein Anblick schmerzt viel mehr, als alle anderen Granit- und Bronze-Tafeln, auf denen man immer wieder von den Heldenleistungen der Franzosen lesen muß.

Das andere Monument erhebt sich auf dem Thiaumont-Rücken im Kampfraum von Verdun, nicht weit von der verschwundenen Ferme gleichen Namens, um die einst so viel Blut floß. Dort steht „Le monument de la Tranchée des baionnettes" — Der Schützengraben der Bajonette.

Es ist ein großer, langgestreckter Betonbau, dessen schwere, meterdicke Platte von mächtigen, kurzen Säulen getragen wird. Man tritt unter die schützende Halle und sieht eine lange Reihe französischer Seitengewehre senkrecht aus dem zerwühlten Boden ragen. Teilweise schaut auch noch der Gewehrlauf, auf dem das Bajonett steckt, mit hervor. — Nach dem Waffenstillstand fand man eines Tages diese geheimnisvolle Reihe Seitengewehre stumm und angstgereckt zum Himmel ragen. Viel Legenden spannen sich um die irgendwann einmal verschütteten unbekannten Soldaten, die in diesem Graben gestanden, bis sich die Erde über ihnen schloß und nur ihre Bajonette herausragen ließ. Ich frug, als ich dort vorüberkam, den Priester, der in dem Beinhaus von Douaumont die gottesdienstlichen Verrichtungen wahrnimmt, und er gab mir eine Darstellung der Vorgänge, deren geheimnisvolles Dunkel wohl nie ganz entschleiert werden wird.

Er erzählte: „Es gibt eine Überlieferung, mein Herr, die nach meiner Ansicht der Wahrheit am nächsten kommt. Im Juni 1916 ging ein Bataillon des 137. Infanterie-Regiments dorthin in Stellung. Ein Oberleutnant Foucher, der während der tragischen Nacht mit in diesem Graben stand, berichtete später, daß diese Soldaten einen Angriff erwarteten und ihre

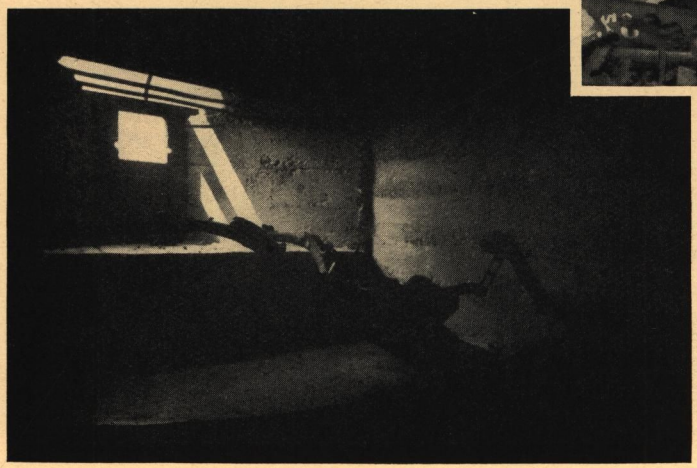
«DEN TOTEN DER ARGONNEN»
Denkmal auf der Höhe 285.

DIE KIRCHE VON DIXMUIDEN
vor dem Kriege.

DIESELBE KIRCHE IM KRIEGE

In Dixmuiden fand ein deutscher Soldat die Platte der nebenstehend abgebildeten Aufnahme, welche die Kirche im unzerstörten Zustande zeigt. — Er photographierte dann genau den gleichen Bildausschnitt während des Kampfes nach dem Trommelfeuer.

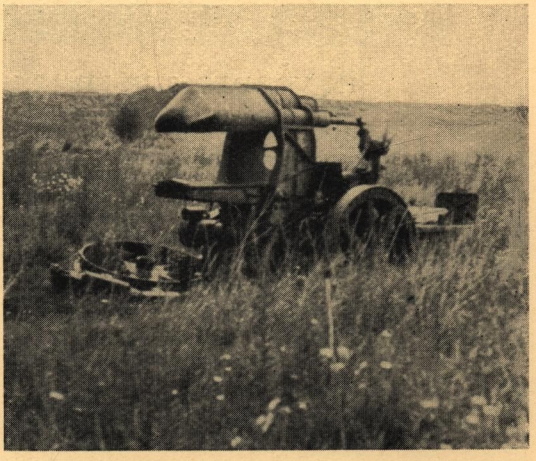
(Unten)



AN DER YSER
Das Innere
eines Unterstandes mit deutschem Maschinengewehr-Schlitten.

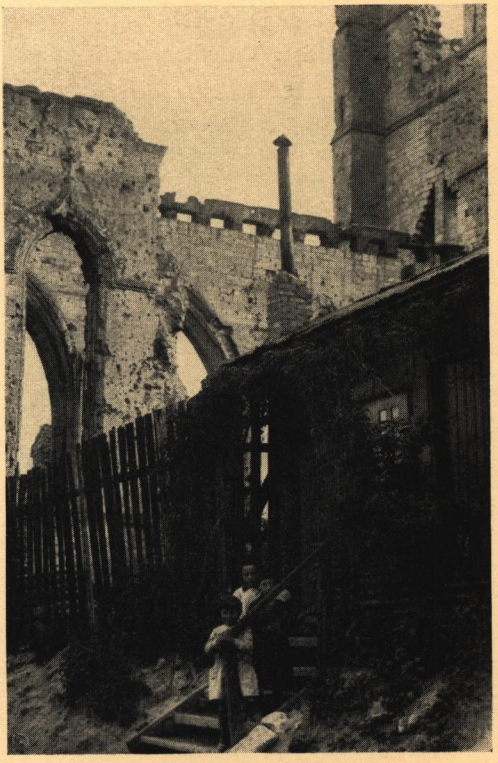
VON GRAS UND BLUMEN
ÜBERWUCHERT

liegt einsam am Rande der Argonnen der Vauquois-Berg, auf dem einst ein Dorf stand. Vom September 1914 bis zum September 1918 kämpfte man mit Minensprengungen, Trommelfeuer, Handgranaten und Bajonett um den Besitz der Bergabhänge und der Kuppe.



DEUTSCHER 21 cm-MÖRSER
OHNE ROHR

steht vergessen in der Mittelschlucht hinter Bezonvaux (Verdun).



NOTWOHNUNG

in den Trümmern der Kirche von Ablain St. Nazaire am Abhang der Loretto-Höhe.

IN VORDERSTER LINIE IN FLANDERN AM 15. 12. 1917
Stellung vor dem Houthoulster Wald.

FLANDERN
Blumen wachsen wieder im Walde von Houthoulst.

GEBEINE EINES UNBEKANNTEN SOLDATEN
Gefunden auf dem Vaux-Berg bei Verdun.

Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett an die vordere Grabenwand gelehnt hatten, um die anstürmenden Deutschen mit Handgranaten zurückzuweisen. Da setzte ein furchtbares Trommelfeuer ein und eine vorzüglich gezielte Serie gleichliegender, schwerer Granaten drückte den Graben auf eine lange Strecke völlig zusammen, so daß die Besatzung verschüttet wurde und nur die Bajonette noch aus der Erde ragten. So wird es wahrscheinlich gewesen sein . . .," der Priester schüttelte leise den Kopf, „Gott allein weiß es".

Dieses Denkmal mit seiner Vergangenheit ist für einen Deutschen, der davorsteht, ein zwiespältiges Erlebnis und spricht eine erschütternde Sprache: Da stehen tote französische Soldaten in der Erde, das Seitengewehr für immer aufgepflanzt, und schauen nach Osten . . .

Diese beiden Denkmäler — jenes aus dem Jahre 1871 in der Stadt Verdun und dieses auf den Höhen von Thiaumont — sind Sinnbild ohne Pathos. Aber vor den unzähligen anderen französischen Gedenksteinen kehrt für den Deutschen immer der Gedanke wieder:

Wer spricht von unseren Taten?

Wer vermag ihre Spuren heute auf den längst verlassenen Schlachtfeldern noch zu erkennen, wo uns doch nirgends ein Denkmal steht?

Gewiß, der alte Soldat weiß um alles, was geschah, was geleistet, erlebt und gelitten wurde, auch wenn er heute über ein Kampffeld geht, wohin ihn der Krieg damals nicht geführt.

Aber die anderen, alle die vielen, die den Krieg nicht in sich und um sich erlebten und heute über die Schlachtfelder gehen, um sich ein Bild zu machen von dem Riesengroßen, was hier geschah — was sehen die?

Eigentlich nur Denkmäler, gesetzt der französischen Heldentat: dort und da und hier und überall. Und nur zu leicht vergißt der Harmlose, daß man der Tapferkeit eines Soldaten, der Tat einer Armee nur darum ein Gedenkmal setzen kann, weil die von Gegenüber, die anderen, die Feinde, die Ungenannten, die jetzt Vergessenen, genau so tapfer, größer, tapferer waren.

Und so wirken diese französischen Denkmäler jedesmal wie die Statue eines Athleten, bei der der Bildner versäumt hat, in die mit höchster Anspannung tragend in die Luft gereckten Arme das Stemmgewicht zu legen, das nötig ist, um die dargestellte Geschichte glaubhaft zu machen.

Der Sockel, auf dem diese französischen Denkmäler stehen, ist die Riesenleistung des deutschen Heeres.

Und doch ist es so unendlich schwer, dem Unbeteiligten heute ein Bild davon zu geben, was damals geschah — wenn man nicht der Tat ein Denkmal setzt.

Das habe ich erfahren mit einer Mutter, denn ich habe auf meinen Wegen durch Frankreich in den jetzt so einsamen Argonnen eine Begegnung gehabt.

Es war Nachmittag, und die Sonne schien warm.

Da saß auf der Straßenböschung von Varennes nach Avocourt, die wie ein weißer Finger nach der Höhe von Vauquois weist, eine Frau.

Als ich mit einem Gruß vorüberging, rief sie mich an: „Sie sind doch ein Deutscher!"

Irgendwie muß sie wohl, ohne daß ich noch ein Wort sagen konnte, meine Zustimmung gefühlt haben, denn sie fuhr fort: „Bitte, setzen Sie sich zu mir. Ich muß Sie verschiedenes fragen. Sie sollen mir etwas erklären."

Festgehalten durch solch gehorsamfordernde Einladung, betrachtete ich den Weggast näher. Eine besondere Erscheinung hier in dem ehemaligen Kampfgebiet. Sonst trifft man abseits von den Touristenstraßen nur den Ausschuß der Armut aller Nationen: jene Kupfersucher. Verwegene Kerle, die für drei Mark am Tage Hieb um Hieb die Spitzhacke in einen Boden schlagen, in dem vergrämte Blindgänger — Geschütz-, Gewehr- und Handgranaten — seit Jahren auf eine unvorsichtige Berührung lauern.

Man kann sein Geld einfacher verdienen. Der Kupfersucher ist die Hyäne des toten Schlachtfeldes — aber eine mutige Hyäne. Man soll Achtung vor ihm haben. Seine Frau in Balkan, in Polen und in Spanien ißt mit ihren Kindern teures, gefährlich verdientes Brot.

Und nun eine Dame am Straßenrand, eine deutsche Frau: Einfach der Wanderanzug, handfest der Stock. An den Schläfen viel Silberfäden. Ein ruhiger Blick aus Blauaugen, die nicht alt werden, wenn auch die Wangen runzeln. So eine rechte Jungensmutter schien sie, Gutsherrin vielleicht, die entschlossen das Rasiermesser zur Hand nimmt, wenn einer von den Bengels sich den Angelhaken in die Wade schlug.

Mich zu ihr setzend, sagte ich: „Bitte, fragen Sie."

Da schaute sie über den stillen Teich, der rechts der Straße liegt, nach der Höhe vor uns und sagte: „Ich komme von einem Friedhof. Dort habe ich meinen Sohn gesucht. Den einen von ihnen. Den anderen kann ich nicht suchen. Niemand weiß, wo er geblieben ist. Wo der erste ruhen soll, habe ich nur ein Kreuz mit einer Nummer gefunden."

„Sie dürfen nicht auf die großen Friedhöfe gehen. Die toten Soldaten sind hier" — sie folgte meinem Blick in die grüne Einsamkeit vor uns. — „Wenn Sie auf den schmalen Pfaden der Kupfersucher quer durch Drahtverhau und Granatlöcher wandern, dann finden Sie viel Helme, Koppel mit Patronen darin und viel Schuhe. Kein Soldat im Kampf verlor seinen

Schuh, nur der Tod zog sie ihm aus. Daran müssen Sie denken und auch, daß diesen Männern der Helm, der Leibgurt und die Gasmaske, die sich in zerrotteten Resten hier noch finden, lieb und wertvoll gewesen sind — ihr einziges Besitztum. An das schwarze Kreuz aber, das man ihnen nachher setzte, daran dachten sie nie. Sie waren viel größer, als wir es heute noch begreifen können. Warum sie so groß waren, das blieb ihr Geheimnis, um das sie selbst nicht wußten. Aber diese Fetzen aus Stahl, Tuch und Leder, jetzt versteckt unter Blumen und Gras, die zeugen noch davon, das sind ihre Grabdenkmäler. Man kniet an numerierten Kreuzen, aber achtlos stößt derselbe Fuß das abgebrochene Seitengewehr beiseite."

„Stehen Sie still", so sprach ich, „vor einem verrosteten Koppelschloß, auf dem geschrieben steht ‚Gott mit uns'. Dort darf man beten. Das ist Andacht. Und deshalb sind auch die Kupfersucher, die diese Denkzeichen an tote Soldaten zusammenlesen und gegen schlechte Sous verkaufen, Hyänen. Vielleicht sendet darum das Schicksal so manchen von ihnen in die Hölle."

„Sie verstehen eine Mutter nicht," erwiderte sie. „Ihr Koppelschloß muß ich suchen zwischen Blumen und den roten Büscheln der Walderdbeeren. Und bis ich endlich etwas, was Ihnen Denkmal ist, gefunden hätte, würde meine Hand einen Blumenstrauß halten, überall im Vorbeigehen gepflückt, und den müßte ich doch unter das Holzkreuz mit der Nummer legen. Man kann nicht trauern unter blühenden Blumen, nur, weil da ein Stück Eisen liegt oder ein Schuh. Sie verstehen eine Mutter nicht . . .

Was wußten denn wir von dem Kampf und der Not unserer Söhne im Krieg? Darum bin ich hierher gefahren. Wollte das Land sehen und die Welt erkennen, in der mein Sohn Soldat war und starb. Und nun sind hier nur Blumen und Brombeeren, an denen man nicht vorbeigehen kann, die man pflücken möchte. Man kommt sich so undankbar vor, so vergeßlich. Man möchte weinen . . ."

„Man weint immer nur über sich selbst," sagte ich und stand auf, um davonzugehen.

Da hielt sie mich fest mit einem Worte: „Sie sollen mir das doch erklären. Ich habe nun schon eine Woche lang alles angesehen und nichts verstanden. Nichts gefühlt von dem, was mein Sohn hier einst vor Jahren erlebte: den Krieg. Ich bin ihm doch schuldig, es nachzufühlen."

Verzweiflung war in ihren Augen.

„Gut," sagte ich darauf, „aber jetzt, heute nacht, müssen wir gehen, wenn wir wirklich sehen wollen."

„Wie ... jetzt in der Nacht, wo man überall stolpert, fällt, sich verläuft, und vor allem, wo man nichts sehen kann!"

„Niemand sah ihn je, den Krieg," sagte ich darauf, „Ihr Sohn nicht und ich nicht und Sie nicht. Man kann ihn nur fühlen, das aber heute noch. Und bedenken Sie, wie seltsam er ist — er ließ auch die Soldaten nur zur Nacht laufen und zur sinkenden Dämmerung. Er hieß sie stolpern, an Drähten hängen bleiben, in Wasserlöcher fallen und sich sogar verlaufen. Und gesehen — nein, gesehen hat der Soldat nie etwas. Warum wollen also ausgerechnet Sie etwas sehen?"

„Also kommen Sie," sagte sie nur, und ich schritt ihr voraus in die Dunkelheit. — —

So kam es, daß ich mit einer Soldatenmutter aus Deutschland zur Nacht über ein Schlachtfeld der Argonnen schritt.

Wir sahen den Butte de Vauquois wie einen riesigen Sargdeckel gegen den abendfahlen Himmel drohen ... folgten der Varenner Straße, gingen vorüber an dem Wald von Cheppy hinauf nach dem Hügel von Vauquois, den einst ein Dorf krönte.

Der Mond schien. Helle Bahnen riß er durch die Dunkelheit, die wie Straßen waren hinauf zum Himmel. Böse Schatten krochen unter Büschen. Waren wie Schächte, tiefe, unendlich tiefe, in die man nicht stürzen darf. So wanderten wir.

Im Anfang fragte sie noch dies und jenes, nachher nicht mehr. Alle Dinge sprachen zu ihr.

Wir gingen, als jage uns irgend etwas, quer durch die wüstverfilzte Einsamkeit. Manchmal brachen wir wie Nachttiere durch mannshohes Brombeergestrüpp. Drahtverhau hielt uns fest, und dann schauten wir in die halbverstopften Hälse eingestürzter Stollen. Nachtfeuchtigkeit weichte unsere Sohlen. Einmal rutschten wir in ein Granatloch. Da standen wir lange schweigend nebeneinander und schauten mit knappem Blick über seinen Rand in das Land, über dem Todeinsamkeit und Nacht lag. Und wieder wanderte der Mond wie einst über den Mamelon Blanc, die Cigalerie-Ferme, über das weiße Totenfeld von Vauquois ... Und einmal sagte ich: „Wenn jetzt Ihre Seele mit weiten Augen hinüberschaut zu jenem Hang, dann sehen Sie in die Vergangenheit, und die ist hier immer Gegenwart! Dort gehen Soldaten in Kolonne zu einem hintereinander. Sie wandern lautlos im Schritt, manchmal liegt matt der Mond auf dem Stahl der Helme. Weit müssen Sie die Augen machen, ganz weit ..."

Dann sprach sie: „Ja, sie sind da ... und er ist auch dabei —."

Da fror ich — bekam Furcht vor den Augen dieſer Mutter.

Und als wir vor den Betontrümmern eines Werkes ſtanden, da geſchah dieſes: Wie ein fahles ausgebranntes Auge ſchaute der faſt zugefallene Eingang der früheren Kaſematte uns an. Da ſagte ſie eintönig: „Ich ſehe den Krieg . . .“, und bei jedem Wort hieb ſie mit der Eiſenzwinge ihres Stockes neben ſich auf irgend etwas los.

Mein Blick ging zu Boden, und wie eine Eiſenklaue fuhr meine Hand nach ihrem Arm, der den Stock niederſauſen ließ auf den Haufen franzöſiſcher Gewehrgranaten — ſie haben nur zwei Millimeter Spielraum zwiſchen Zündfeder und Brandſatz. Auf dieſen Dingern hatte ihr Stock getanzt.

„Das explodiert . . .,“ rief ich.

„Fort . . .,“ zitterte ihre Stimme.

Wir liefen. Der Tod war hinter uns her.

Aber es geſchah nichts. Zufällig hatte ſie keine Zündnadel getroffen. Zufällig nur. Aber den Blick in ihren Augen werde ich nicht vergeſſen. Ich habe ihn gleich wiedererkannt. Es war derſelbe Blick, den wir alle damals hatten, wenn der Tod neben uns mit Irrgeſchrei ein neues Loch grub.

„Oh . . .,“ ſagte ſie, „ich hatte Angſt und ich fürchte mich noch.“

„Dort ging der Krieg an uns vorbei oder der Tod,“ ſagte ich, „es iſt dasſelbe. So war es auch damals. Nur viel öfter geſchah es, fortwährend — und viel gewaltiger. In jeder Stunde waren viele Sekunden wie eben dieſe.“

Da ward ſie ſtill. Der Mond war verſchwunden. Schweigend ſtand die Nacht mit fahlen Augen über der einſamen Höhe.

So wanderten wir. Kamen durch das Dorf Boureuilles, ſahen das Aireflüßchen und gingen immer weiter auf ſchmalen Feldwegen der Höhe 285 entgegen. Dort auf dem Berge ſteht ein Denkmal. „Den Toten der Argonnen“ hat man auf den Sockel geſchrieben.

Da machten wir halt. Ich hatte eine Flaſche Wein. Daraus tranken wir.

Der Morgen ſchwang ſich gläſern hell und kalt aus den Schluchten ringsum. Wir horchten hinüber nach der Höhe von Haute Chevauchée, über die ſchon die Römer eine Straße zogen. Hinter uns lagen die Abſchnitte der Fille Morte, und irgendwo in der Ferne der Four de Paris. Dorthin ging der Wind. Erſte Helligkeit kam an den Himmel.

Da ſchaute ſie mich an. Ihr Blick, der am Abend vorher noch ſo jung geweſen, war alt geworden. Etwas von dem Grauen war hineingekommen, über das wir in der Nacht in jedem Granatloch hinwegſteigen mußten.

Langsam färbte die Sonne die Höhen, und der schweigende Bergrücken von Vauquois stieg aus dem Dunkel. Wir fröstelten und saßen auf den Stufen des Denkmals.

„Dies gilt auch unseren Soldaten," sagte ich, „auch sie starben hier, es kommt nicht auf den französischen Stahlhelm an, der es krönt. Man kann nur Soldaten ein Denkmal setzen — nicht aber Franzosen oder Deutschen. Es gilt immer beiden. Deshalb hat diese Inschrift hier auch einen versöhnenden Klang: „Den Toten der Argonnen".

„Aber warum ... warum," fragte sie, „fielen hier Tausende, Zehntausende, und jetzt kann man denselben Weg in einer Viertelstunde gehen. Mußten dafür sie alle sterben?"

Ich schwieg nur einen Augenblick und sagte dann:

„Sie sehen das mit den Augen einer Mutter, denen weiß ich keine Antwort. Der Soldat wußte nur diese eine, und die ist richtig: Wo der Krieg ein Stück Land als seinen Bereich absteckt, da ist nur Blut noch ein Wert, und mit dem muß alles bezahlt werden. Schritt für Schritt. Und so sind viele Schritte, unendlich viele, von hier bis zu dem Land, wohin der Tod nicht greifen konnte. Und doch liegt dieses Land so nahe. Jeder Soldat sah es, wenn er über den Rand seines Loches schaute. Wer hier war, wo wir nun sitzen, für den lag jenes Land schon in der Unendlichkeit, für die meisten in der Ewigkeit ...

Ich weiß", sagte ich weiter, „Sie verstehen das alles nicht, können es nicht begreifen. Die hier waren, haben es begriffen — und das genügt. Denken Sie nicht länger darüber nach, es gibt kein Ergebnis."

Ich zeigte ihr den Weg hinab in das Land, in das ihr Sohn niemals zurückgefunden, neigte mich tief und ging davon.

Ich war schon weit, da stand sie immer noch und schaute über das Land, auf dem friedlos die Sonne lag, mit den Augen einer Mutter.

*

Denkmäler ...

Oben auf den Höhen von Verdun hat man ein großes Bauwerk errichtet, Jahre arbeitete man daran, und von dem Turm soll in allen Nächten über die blutigen Schlachtfelder von Verdun ein Feuer für immer leuchten.

Oben bei der ehemaligen Ferme Thiaumont steht das Beinhaus von Verdun, das „Ossuaire de Douaumont". Langgestreckte Seitenschiffe

dehnen ſich über den Höhenrücken, in der Mitte iſt der Turm, auf dem das Feuer brennt.

Wie man auch das Vorhaben anſieht und überlegt, es bleiben Bedenken. Es bleibt die Scheu, daß man Höhenrücken monumental bedenkmalen will, die gerade in ihrer ſo harmloſen Wellung, nur mit Gras und Blumen beſtanden, das beſte Denkmal wären. Weil ſie in ihrer Urſprünglichkeit daran mahnen würden, wie es hier einſt geweſen ſein muß, daß ſolch harmloſe Hügel heute ſo furchtbare Namen tragen.

Der Gedanke, den das Beinhaus in ſich ſchließen und in ſeinen Quadern verwirklichen ſoll, iſt naheliegend: Der Etat civil fand auf den Schlachtfeldern von Verdun unendlich viel Reſte: Knochen, von denen niemand wußte, wie ſie zuſammengehören, von denen man ſelbſt nicht mehr ſagen konnte: Das iſt ein unbekannter Soldat — denn vielleicht waren es drei oder gar zehn . . .

Dieſe Reſte ſammelte man nun, um ſie in dieſem Beinhaus von Verdun beizuſetzen. Bis dahin bewahrte man ſie in einer Baracke, dem „Ossuaire provisoire". Trat man hinein, ſo war man bis hin zum Altar ummauert von aufeinander geſtapelten Sargkiſten, welche die Trümmer von Menſchen bargen, die niemand kennt. Und ſo iſt es auch in dem Monumentalbau des neuen Beinhauſes, nur daß dort die Gebeine in ſteinernen Sarkophagen ruhen, die in hochgewölbten Seitenſchiffen ſtehen.

Es gibt wohl nichts, was einen Menſchen tiefer erſchüttern könnte, als dieſes Haus der ungekannten Toten, denen der Krieg jegliche Geſtalt nahm, ſo daß nur Knochentrümmer blieben.

Und auf den Schmalſeiten der Sargkiſten ſteht in endloſer Folge geſchrieben: „Receuilli sur le secteur de Fleury" — geſammelt im Abſchnitt Fleury, geſammelt im Abſchnitt Vaux, im Abſchnitt Thiaumont, im Abſchnitt der „Kalten Erde", im Abſchnitt des „Bergwaldes", des „Chénois", des „Bois de Caillette", des „Toten Mannes" — — —

Nie vergißt man dieſes Bild: Alle Fenſter ſind zugeſtellt von dieſen Kiſten, trüb brennen die Kerzen vor dem Altar, Menſchen knien davor. Aber trotz der Andacht, die dieſer Raum aufzwingt, ſchafft ſich ein Gedanke Raum: Secteur de Fleury, secteur de Vaux, secteur de Douaumont, de Chénois, de Froide terre, de Mort homme, de Chapitre . . . das ſind doch alles Abſchnitte, in denen Deutſche mit Franzoſen gleichſam Bruſt an Bruſt kämpften. Sind nicht Geländeteile, die immer und unbeſtritten in den Händen der Franzoſen waren, wo nur ihre Leute unter dem deutſchen Artilleriefeuer hätten fallen können.

Douaumont, Fleury, Thiaumont, Vaux — wer dort vom Kriege so geschlagen ward, daß man später nur noch unkenntliche Bruchteile von ihm fand, kann Franzose gewesen sein — aber auch ebenso gut ein Deutscher. Vaux, Thiaumont, Fleury, Douaumont ... also ruhen in diesen Sargkisten auch Deutsche.

Hier in diesen Särgen liegen vereint mit dem Feind deutsche Soldaten, deutsche Brüder. Dagegen ist nichts zu sagen, der Tod versöhnt, was einst sich feind war. Aber es muß etwas gesagt werden gegen das, was man draußen angeschrieben hat. Da steht:

Wanderer, wer du auch seiest,
Tritt ein und grüße tief
Die Reste der Helden,
Die gestorben sind für dein Heil.

Protest erhoben dagegen, daß darüber die französische Flagge weht, die Trikolore!

Es steht uns darüber keine Kritik zu, daß man eine so seltsame Abwandlung eines altgriechischen Verses zur Aufschrift wählte. Aber schärfster Einspruch dagegen ist Pflicht, daß man hier den letzten Resten deutscher Soldaten schwerstes Unrecht antut, um einer gänzlich überflüssigen, nationalpathetischen Geste willen. Denn, wenn man von diesen unbekannten Soldaten in den Kisten auch gar nichts weiß, so steht doch eines sicher fest: ein großer Teil der Toten, die da über der Erde bestattet sind, können nach dem Ort, wo sie gefunden wurden, ebensowohl Deutsche wie Franzosen sein!

Es ist sogar mit keinem ausdenkbaren Argument abzuleugnen, daß in diesen Särgen viel Deutsche ruhen müssen, über denen man die Trikolore wehen läßt und die man so kurzerhand zu französischen Soldaten erklärt hat — gestorben für Frankreichs Heil! Zwar könnte auch der Deutsche, der in dieses Totenhaus tritt, den Vers auf sich und sein Volk beziehen, denn es wird gesagt: „Wer du auch seiest, Wanderer ..." — aber kaum jemand, und besonders kein Franzose, wird erlauben, diese Versanrede so weitgehend auszulegen!

Er sieht auf die Inschrift des Hauses, sieht die eroberten deutschen Geschütze aller Kaliber davorstehen und muß lesen: Gestorben für Frankreichs Heil!

Gewiß sei zugegeben, daß es für die Knochenreste schließlich gleichgültig sein kann, was man auf ihre Kisten und auf die Stirnseite des Hauses schreibt, in dem sie ruhen. Aber hinter diesen Knochen steht doch eine Idee, und die ist heilig!

DIE STATUE
DES SCHWEIGENS
stand vor dem vorläufigen Beinhaus auf dem Douaumont-Berg.

DIESE KISTEN
enthalten die Gebeine unbekannter – deutscher und französischer – Soldaten. Die Aufschriften bezeichnen die Fundorte. – Angehörige bringen die Photographien Verschollener an den Wänden an.

DAS DORF KEMMEL IN FLANDERN
Blick von der Höhe des Kemmel-Berges über das frühere Trichterfeld nach den Höhen des Wytschaete-Bogens.

DAS DORF KEMMEL IM TRICHTERGELÄNDE
Aus 150 m Höhe von einem deutschen Flieger aufgenommen. In der Mitte des Bildes die Reste der ehemaligen Kirche.

DIE KIRCHE VON BAPAUME
IM WIEDERAUFBAU

ZWISCHEN THIEPVAL UND POZIÈRES
auf dem Somme-Schlachtfeld finden die Kupfersucher noch heute fünf bis acht unbekannte deutsche Tote am Tage . . . Sie werden jedoch nur selten auf den Friedhöfen beigesetzt, da niemand für die Auffindung — wie die Engländer es tun — eine Belohnung zahlt.
(Mitte)

HIER STEHT KEIN DENKMAL . . .
Das Massengrab von 22000 unbekannten deutschen Soldaten in St. Laurent Blagny bei Arras.
(Unten)

Tafel 40

Uns ſteht kein Denkmal.

Unſere Taten und unſere Leiden, unſere Erfolge und unſere Toten ließen kaum eine Spur in dem Lande, in das Millionen deutſcher Soldaten ihr Leben warfen.

Kein einziger Stein kündet dort von ihren Taten, nur ein paar rieſenweit gedehnte Felder, Friedhöfe ſind ſie genannt, künden von ihrem Schickſal. Und dieſes Schickſal iſt Tragödie, die größte, die je einem Volke geſchah.

Es iſt die Tragödie der Erfolgloſen, das Drama derer, die kein Glück hatten.

Aber an eines wollen wir denken:

Wir wollen niemals vergeſſen, daß überall auf den Schlachtfeldern Frankreichs, daß auf allen Schlachtfeldern der ganzen Welt, vor dem Dorfrand, am Straßenkreuz, hinter dem Steilhang unſichtbar das Wahrzeichen unſerer größten Mannestat ſteht.

Und all dieſe Male ſind ein einziges, unſichtbares Denkmal für euch, die wir grüßen:

Tote Soldaten, Brüder ihr, die ihr neben uns geſtanden habt in den Gräben vom Meer bis zum Gebirge und die Heimat geſchirmt, euch grüßen wir! Ihr mit uns und wir mit euch, ſo haben wir zuſammen in dunkle Nächte geſehen und über helles Land geſchaut, auf dem friedlos die Sonne lag.

Vor uns das Niemandsland und hinter uns die Heimat.

Wir kehrten wieder, euch warf der Krieg auf das Kampffeld.

Wer aber darf rechten mit dem Tod?

Doch du mein Kamerad rechts von mir, du mein Kamerad zur Linken, die ihr im Lande der Toten ruht, wir neigen uns in Ehrfurcht.

Bruder du, toter Soldat, Deutſchland denkt dein und vergißt dich nie.

Inhalt

	Seite
Viele Jahre ſpäter	7
Das tote Fort	13
Der Melder	20
Die Armee der Toten	36
Etat civil	36
Quo fata vocant	44
Die Drei im Tank	53
Ein Toter wird geſtohlen	59
Verloerenhoek	63
Auf Spuren des großen Krieges	64
Die Batterie vor Dieppe	64
Sein Hund	69
Die Hunding-Linie	74
Der Wiederaufbau	79
Der Gefangene	88
Das unſichtbare Denkmal	107

Ferner erschien von

Maxim Ziese und Hermann Ziese-Beringer:

GENERÄLE, HÄNDLER UND SOLDATEN

Ein Totentanz der Tatsachen um die von Gegenüber.

In Leinen mit Pergaminbezug M. 7,50

Dieses Buch ist einzigartig in der gesamten Literatur über den Krieg, weil es zum ersten Male eine großgesehene und hinreißend geschriebene Darstellung der wichtigsten Vorgänge im gegnerischen Lager gibt. Wir verstehen endlich den Krieg um vieles besser, weil wir hier die französische Kampfseele kennenlernen, die an den Beispielen der Schlacht von Verdun 1916 und des sich anschließenden Großkampfes gegen Deutschland unter Führung des Generals Nivelle geschildert wird.

Die Intriguen zwischen französischer und englischer Heeresleitung, innerhalb der französichen Heeresführung treten grell und plastisch hervor in einer dramatisch bis aufs äußerste bewegten Gestaltung der groß abrollenden Vorgänge. Schattenhaft im Hintergrund erhebt sich der französische Poilu, der alles an der Front geduldig erlitt und es blutig bezahlte. Verschlagene, aalglatte, klobig aufrichtige und pathetische Gestalten französischer Generäle bewegen sich, mit den Fäden der Führung in der Hand; die schwül gespannte Luft des Schicksals kurz vor der Entscheidung lagert über den Aufmärschen und Befehlen kurz vor dem Angriff und innerhalb der krisenhaften Höhepunkte der Schlachten. Diese ganze mit eingebildetem Elan, Gloire und schweigender Bereitschaft des einfachen Soldaten geladene Atmosphäre des Krieges wird hier mit einer unübertrefflichen Anschaulichkeit und Bewegung sichtbar gemacht.

Mitten in diesen heroischen Teil des Buches haben die Verfasser ein Satyrspiel schauerlichsten Formats hineingestellt: ein Kapitel „Das Denkmal des unbekannten Händlers". Vor diesen Enthüllungen, die aus den trockenen Handelsstatistiken der neutralen Länder sachlich gespeist werden, packt den Leser das Grauen, und er wird fast irre am Walten der Weltgerechtigkeit; denn hier handelt es sich um nichts anderes, als um die klar bewiesene und von englischen Staatsmännern offen zugegebene Tatsache, daß englische Händler während der Jahre 1914/16 (später verdarb ihnen Amerika das Geschäft) durch gewaltige ununterbrochene Lieferung von Rohstoffen und Lebensmitteln an das warenhungrige Deutschland – über neutrale Plätze – im Interesse ihrer Wuchergewinne den Krieg um rund zwei Jahre verlängert und Hunderttausende von englischen Soldaten in die deutschen Granaten jagten, zu deren Fabrikation sie selbst die Rohstoffe geliefert hatten. Das klingt wie heller Wahnsinn in deutschen Ohren; aber die Tatsache ist unwiderleglich, und nur unsere eigenen, tausendfachen Nöte und die Totschweige-Methode der großen Welthändler haben bisher unseren Blick von dieser morastigen Riesenschiebung abgezogen.

Dieses Buch, dramatisch und packend geschrieben, wird manchem das Blut in den Adern gerinnen lassen.

Frundsberg-Verlag G. m. b. H.
Berlin

Berliner Zentraldruckerei G. m. b. H., Berlin SW 48

DAS UNSICHTBARE DENKMAL

VON MAXIM ZEISE UND HERMANN ZEISE/BERLIN